



Bundesministerium
für Wirtschaft
und Energie

Die Beauftragte
der Bundesregierung
für Kultur und Medien



Initiative
Kultur- & Kreativwirtschaft
der Bundesregierung



KOMPETENZZENTRUM
KULTUR- UND
KREATIVWIRTSCHAFT
DES BUNDES



WILLKOMMEN IN DER SONDER FORSCHUNGS ZONE 8

Visionen für eine bessere Lehre
& Forschung in der Kultur- und
Kreativwirtschaft



WILLKOMMEN IM FORSCHUNGSBEREICH

/Achtung Zukunft – Einsturzgefahr



1 // Im Gegensatz zur regelbasierten „Ludus“-Spielart beschreibt Peidia das eher unstrukturierte und ziellose „Herumspielen“.

Sehr geehrte*r Leser*in,

mit dem Aufblättern der ersten Seiten dieser Lektüre betreten wir eine Welt, in der Forschung mit allen Mitteln erlaubt ist. Experimentelle Evaluationspirouetten, Interepistemologie, produktive Skepsis mit Ripple-Effekten oder KPI-gesteuerte Feedbackmaschinen. Lassen Sie sich bitte nicht von diesen Begrifflichkeiten irritieren. Bleiben Sie skeptisch. Nutzen Sie Ihre eigenen Denkfiguren und Werkzeuge, um sich zurechtzufinden und missverstehen Sie ganz bewusst auch mal etwas. Adaptieren Sie, was interessant erscheint, lassen Sie liegen, was Ihnen egal ist. Kein Kompass zeigt hier nach Norden, Landkarten sind unleserlich und Neubauten entstehen spontan und aus Seifenblasengebilden. Doch keine Angst: Sie brauchen keine Gasmasken, keinen Helm und keine Armlänge Sicherheitsabstand. Einsturzgefahr herrscht hier nicht. Was diese Zone ausmacht und was in ihr möglich ist, finden wir noch früh genug heraus. Wichtig ist erst einmal, dass Sie wissen: In dieser Forschungszone gelten andere Regeln als anderswo. Es gibt keine magischen Schranktürportale oder paradoxe Kaninchenbauten. Die Sonderforschungszone ist ein Ort mit einer leeren Mitte. Ohne vordefinierten Sinn und Zweck – dafür mit Lust am Spiel, an Veränderung und am Nachdenken. Eine grüne Wiese nach dem Paidia-Prinzip¹, in der freie Improvisation und Vergnügen im Mittelpunkt des Handels stehen soll. „Anything goes!“ Es geht um die Zukunft von Forschung und Lehre. Willkommen in der Sonderforschungszone.

INHALT

1.	FORSCHUNGS- UND PRÜFUNGSORDNUNG		6
2.	DIE W.FELLOWS		8
3.	SCIENCE GEOCACHING		10
4.	MIT DER ZUKUNFTSBRILLE SPIELERISCH DIE HOCHSCHULEN VORANBRINGEN		18
5.	DIE UNBEDINGTE FORSCHUNGSZONE		28
6.	ESSAYS		36
6.1	PROF. PELIN CELIK <i>Universität(s)gestalten</i>		38
6.2	PROF. TIMOTHÉE INGEN-HOUSZ <i>Fracking for Potatoes</i>		42
6.3	JÖRG STEGMANN <i>Erkenntniswirbelstürme</i>		48
6.4	DR. JANA HOFFMANN <i>Das Applikationslabor für nicht technische Innovation</i>		52
6.5	JENS BADURA <i>unconditional research</i>		58
6.6	PROF. DR. BERND ANKENBRAND <i>Sinnökonomische Kartographie</i>		64
6.7	PROF. DR. MARTIN ZIEROLD <i>Summer School for advanced studies in culture and creative industries</i>		68
6.8	DR. ANNA LUISE KISS <i>Sonder_Forschungs_Zone der neuen Denk-Verschaltungen</i>		74
7.	AUSBlick		78

FORSCHUNGS- UND PRÜFUNGSORDNUNG

STRUKTUR DER PUBLIKATION:

Diese Publikation beschreibt in drei chronologisch aufeinander aufbauenden Teilen die Genese des Netzwerks der wissenschaftlichen Fellows des Kompetenzzentrums Kultur und Kreativwirtschaft des Bundes. In zwei Treffen haben sich die neun Fellows kennengelernt, ausgetauscht und ihre unterschiedlichen Perspektiven zum Status quo der Forschung und Lehre im Bereich der Kultur- und Kreativwirtschaft geteilt. Die hierbei genutzten Formate und Erkenntnisse sind im ersten Teil der Publikation nachzulesen. Basierend auf der gemeinsam entwickelten Idee der Sonderforschungszone haben sich dann alle Fellows individuell daran gemacht, Prototypen zu entwickeln. Diese acht Forschungsskizzen sind [ab Seite 36] im zweiten Teil nachzulesen.

ZIEL DES NETZWERKS:

Das Netzwerk der wissenschaftlichen Fellows ist unter dem Dach des Kompetenzzentrums 2019 gegründet worden, um Antworten auf die unweigerlichen Veränderungen im Bereich der Forschung und Lehre der Kultur- und Kreativwirtschaft zu finden. Die Fellows haben ein hohes intrinsisches Interesse, Impulse für diese Transformation

zu setzen, und haben angefangen, an ihren eigenen Institutionen den Wandel voranzutreiben. Wir als Kompetenzzentrum Kultur und Kreativwirtschaft des Bundes erhoffen uns durch den deutschlandweiten Zusammenschluss dieses Netzwerkes, ihre Kräfte zu bündeln, um nicht nur visionär, sondern auch tatkräftig Veränderungen anzustoßen.

STATUS QUO:

Die aktuelle Struktur vieler Hochschulen mit Kultur- und Kreativwirtschaftsbezug lässt wenig Spielraum zu. Eine Weiterentwicklung der Epistemologie, der Lehre und Forschung findet kaum statt. Student*innen sammeln fleißig Punkte, ohne die Zeit zu haben, sich tiefgehend mit den Materialien und Fragestellungen auseinanderzusetzen zu können. Sie sind zunehmend frustriert darüber, dass Professor*innen keine Ressourcen für Feedback oder weitergehende Interaktion haben und dass die Lehrinhalte häufig schlecht gestaltet sind und wenig Freiraum zum Weiterdenken geben. Professor*innen auf der anderen Seite sind ernüchtert davon, dass Student*innen nicht mehr als das Mindeste tun („Ist das prüfungsrelevant?“) und dass Lehrpläne zwar die Freiheit der Forschung theoretisch zulassen aber auch hier die Zeit für eine

tiefgehende Auseinandersetzung mit komplexen Themen und multidisziplinären Überschneidungen fehlt. Und zuletzt müssten gerade Bildungseinrichtungen aus dem Bereich der Kultur- und Kreativwirtschaft, auch im Hinblick auf ihre eigenen Ziele, bereit dazu sein, neue Strukturen zu schaffen. Nur so können sie aus dem kreativen Potenzial schöpfen, das diesen Institutionen sowie den in ihnen Lehrenden und Lernenden maßgeblich innewohnt.

ERKENNTNISINTERESSE:

Folglich soll diese Publikation dazu anregen, über die Art und Weise nachzudenken, wie wir lernen, wie wir Wissen generieren und wie wir dieses Wissen in den Austausch bringen. Denn dieser Wissensaustausch ist fundamental für die materielle und auch die ideelle Wertschöpfung: für die Umformung alter Werte, die Erschaffung neuer Werte und die Fähigkeit, sich mit der Frage nach einem funktionalen Wissensbetrieb auseinanderzusetzen. Wir als Kompetenzzentrum wünschen uns, dass durch diese Publikation ein neuer Diskurs über genau diese Themen angeregt werden kann. Sie soll für Entscheider*innen, Professor*innen und Student*innen eine Inspiration sein und zeigen, dass es mehr als den Status quo gibt. Wir möchten zeigen, dass Bologna nicht das Ende ist und dass Student*innen nicht bereits „fertig“ sein müssen, nachdem sie aus Universitäten kommen. Denn das gesamte Forschungs- und Bildungssystem, besonders im Bereich der Kultur- und Kreativwirtschaft in Deutschland, trägt ein riesiges Potenzial.

Die wissenschaftlichen Fellows zeigen, dass es an den Institutionen Professor*innen gibt, die dieses System zum Wohle einer besseren Lehre und Forschung verändern wollen. Denn letztlich geht es darum, dass die hier beschriebenen Seifenblasengebilde nicht plötzlich beim Anfassen zerplatzen, sondern dass sie in die Realität außerhalb der Sonderforschungszone getragen, dort realisiert werden und als Leuchttürme und Navigationshilfen strahlen.

Auf dieser Reise bitten wir Sie, sich jetzt **nicht** zurückzulehnen und zu entspannen. Zücken Sie einen Stift, gerne einen abgegriffenen Bleistift, und nehmen Sie eine Sitzposition ein, die Ihnen das Denken erleichtert. Skizzieren Sie gerne etwas, wenn Sie Ihren Gedanken in eine Form gießen wollen oder machen Sie eine Instagram-Story, wenn dies eher dem Medium ihrer Wahl entspricht. Nutzen Sie die Freiheit der Forschung, doch lassen Sie sich nicht berieseln, denn: Wer nicht denken will, fliegt raus! ■

DIE W.FELLOWS



DR. ANNA LUISE KISS

Ich bin Medien- und Filmwissenschaftlerin und arbeite auch als Schauspielerin und Moderatorin. Im Dezember 2019 beginne ich an der Filmuniversität Babelsberg Konrad Wolf und der Aarhus University mein nächstes Forschungsprojekt. Ich werde mich mit der Imagebildung von „Filmstädten“ als diskursivem Prozess und seinen räumlichen Dimensionen auseinandersetzen.

PROF. DR. GESA BIRNKRAUT

Ich bin Professorin für strategisches Management für Nonprofit Organisationen an der Hochschule Osnabrück (50%). Mit der anderen Hälfte bin ich Unternehmerin und engagiere mich intensiv ehrenamtlich in der Branche der Kultur und Kreativwirtschaft als stellv. Stiftungsratsvorsitz beim Kulturpalast Hamburg, Beirat der Fröbel Gruppe (Kindertagesstätten), Kuratorium der Northern Business School, stellv. Vorsitz des Beirats des Kompetenzzentrums für Kultur- und Kreativwirtschaft des Bundes.



DR. JANA HOFFMANN

Ich bin Leiterin des Forschungsbereichs Digitale Welt und Informationswissenschaft am Museum für Naturkunde Berlin (MfN). Meine Forschungsschwerpunkte sind innovative Methoden der Informationsvernetzung und Entwicklung von domainspezifischen Austauschstandards. Mein Hauptaugenmerk liegt auf der Verfügbarmachung und den Nachnutzungsmöglichkeiten wissenschaftlicher Sammlungen in Wissenschaft, Industrie und Gesellschaft. Ich habe einen wissenschaftlichen Hintergrund in Biologie.



JENS BADURA

Ich bin Begriffsarbeiter und Diskurskurator im Spannungsfeld von Hochschule, Kulturbetrieb und alpinem Gelände.



DIE W.FELLOWS

JÖRG STEGMANN

Seit Frühjahr 2019 leite ich das Projekt „Artrepreneurs“ an der Staatlichen Hochschule für Gestaltung Karlsruhe. Gemeinsam mit Studierenden und Alumni erforschen und erproben wir eine Gründungskultur in Kunst, Design und Theorie. Darüber hinaus arbeite ich medienpädagogisch mit Schüler*innen an Grund- und weiterführenden Schulen an der Schnittstelle von Gestaltung und Technologie.



PROF. PELIN CELIK

Ich bin Professorin mit dem Schwerpunkt User Experience im Studiengang Industrial Design an der Hochschule für Technik und Wirtschaft in Berlin. Neben meiner Lehre forsche ich zu den Themen User Experience im Alter und experimentellen, sowie partizipativen Prozessen im Design.



PROF. DR. BERND ANKENBRAND

Als Verhaltensökonom erforsche ich mit Werkzeugen und Theorien der Soziologie, Psychologie und Ökonomie faszinierende Phänomene rund um Risiko und Vermögen. Und als Sinnökonom untersuche ich die zugrundeliegenden Sinnmaßstäbe – insbesondere die an Vermögen angelegten.



PROF. TIMOTHÉE INGEN-HOUSZ

Ich erzähle Geschichten mit Bildern & Tönen. Das lerne/lehre und erforsche ich auch.



PROF. DR. MARTIN ZIEROLD

Als Professor für Kulturmanagement mit dem Schwerpunkt Organisationsentwicklung und Gesellschaftliche Transformation forsche und lehre ich zu der Frage, wie Kultur- und Kreativwirtschaft neue und sinnvolle Antworten auf die Frage finden können, was ihre Rolle in der Gesellschaft der Gegenwart und der Zukunft sein kann und soll.





SCIENCE GEOCACHING

In diesem Text lernen wir, was Wandern mit Denken zu tun hat, wie Austausch durch ein gemeinsames Ziel beflügelt werden kann und warum jeder Schritt uns der Wirklichkeit ein kleines Stück näher bringt.

FACTS:



9 wissenschaftliche
Fellows



27 Brainsnacks



9 Geocaches



3 Teams



1 Ziel

Ein Geocache ist prominent platziert in der Fahne des Piratenschiffs auf dem Spielplatz am Teufelsseemoor.



„Wo ist hier eigentlich die Fähre?“ Pro Cache bekommen die Fellows einen Hinweis, der sie ihrem Ziel ein Stück näher bringt.

Am 26. & 27. September trafen sich die Fellows in Schmöckwitz, einem von Seen umschlungenen, naturnahen Randgebiet im Südosten Berlins. Im Fokus des zweitägigen Auftakttreffens des Netzwerks stand das gegenseitige Kennenlernen sowie eine erste inhaltliche Orientierung in Bezug auf die Zielsetzung und die zu erforschenden Themenfelder. Inhaltlicher Ausgangspunkt des Treffens waren die aktuellen Forschungsarbeiten der Fellows, die grob skizziert im Vorfeld übermittelt und in „goldenen Gläsern“ im Gebiet der Sonderforschungszone versteckt wurden.



Das Team um Timothée Ingen-Housz, Jens Badura und Pelin Celik findet ihren ersten Geocache vor dem verlassenen Ballhaus Grünau.

Inspiziert von der Lust am Wandern und Erleben von Neuem, erwartete die neun Fellows eine Schatzsuche, die sie auf neue Pfade führen und vor bisher unbekannte Herausforderungen stellen würde. Die Antworten für die Probleme von Forschung und Lehre würden demzufolge nicht in Vorlesungssälen oder Universitätsbibliotheken zu finden sein, sondern zwischen moosbewachsenen Astlöchern, am Seeufer liegenden Schmetterlingshainen oder in den Baumwipfeln von Kanonenbergen. Aufgeteilt in drei Teams und ausgestattet mit Landkarten, zu dechiffrierenden Hinweisen und festem Schuhwerk machten sich die Fellows auf, ihre Forschungsfragen wiederzufinden und damit den Lösungen für die Forschung und Lehre im Bereich der Kultur- und Kreativwirtschaft Schritt für Schritt näher zu kommen.

DIE AUFGABE: EXPLORIEREN – SUCHEN – FINDEN

Die neun Fellows wurden in drei Teams aufgeteilt und mit Hinweisen in der Nähe der Startpositionen sich selbst überlassen. Jede Gruppe musste sich nun auf ihrer eigenen Route über drei Stationen fortarbeiten und den jeweils nächsten Hinweis auf das nächste Zwischenziel finden. Pro Station gab es ein goldenes Glas zu finden, das die Forschungsskizze eines Fellows aus dem Team enthielt. Mit dieser stellte sich der Fellow vor und eröffnete die Diskussion für seine Teampartner*innen. Der Endpunkt war dabei für alle Teams der die Region überragende Müggelturm, in dem sich alle Teams nach circa 2½ Stunden einfinden sollten – so die Theorie.





Erst diskutiert die Gruppe um Anna Luise Kiss und Martin Zierold leidenschaftlich über Klassismus an Hochschulen, dann überqueren die Fellows mit der (ganz und gar unklassistischen) BVG-Fähre den Seddinsee, um zu ihrem zweiten Cache zu gelangen.

DIE PHILOSOPHIE: EINE BEWEGTE SUCHE

„Traue keinem Gedanken, der dir im Sitzen gekommen ist.“ (F. Nietzsche) Man muss kein Philosoph sein, um nachzuvollziehen, dass körperliche Bewegung auch zu verbesserter mentaler Flexibilität führt. Die Theorie des Embodiments nach „von Uexküll“ und „Schütz“ (1909) beschreibt die Grundlage dafür, dass Denken und Handeln gesamtkörperliche Erfahrungen sind. Folglich führt der reine Fokus auf den Kopf zu einer Einschränkung, wenn nicht gar Verkümmern des Denkens. Darüber hinaus verschafft eine sich ständig verändernde Szenerie immer wieder neue assoziative Anker, anhand derer man seine Gedanken und die folgenden Gespräche verorten kann. Für das Ziel der thematischen Öffnung und der Suche nach Ansatzpunkten für das, was es für die Zukunft der Forschung und Lehre im Bereich der Kultur- und Kreativwirtschaft braucht, ist das Format der bewegten Suche ideal. Es öffnet den Gedankenraum, weg von der begrenzten Deckenhöhe kleingeistiger Vorlesungssäle, und verknüpft Assoziationen aus der geräumigen Umwelt, schwört ein auf ein gemeinsames Ziel und führt dann am Ende nicht nur die Suchenden, sondern auch ihre Gedanken wieder zusammen.



DIE WISSENSCHAFTLICHEN FORSCHUNGSSKIZZEN: ANKERPUNKTE UND PERSÖNLICHE MOTIVATION

Nicht der luftleere Raum, sondern die individuellen Forschungsthemen der Fellows sollten Startpunkte für die Expedition hinein in die Zukunft von Forschung und Lehre sein. Diese in kleinen Forschungsskizzen verpackten Themen/Thesen/Fragestellungen hatten durch ihre persönlichen Bezüge zu den Fellows die Funktion eines Austausches und Gesprächsankers. Zudem hatte jede Forschungsskizze eine inhaltliche Verknüpfung mit dem Ort, an dem sie versteckt war. So fand sich die Forschungsskizze von Martin Zierold zum Thema „Haltung im Studium und welche Rolle sie in der Weiterbildung spielen kann“ im Astloch einer Eiche wieder. Die Forschungsskizze von Jana Hoffmann hingegen versteckte sich unter einem Seziertisch des Schmetterlingshorstes. Ihr Thema war, inwiefern naturkundliche Sammlungen als Inspirations- und Forschungsquellen für die Lehre und Forschung in der Kultur- und Kreativwirtschaft dienlich sein können. Und die Skizze von Timothée Ingen-Housz zum Thema „Die Universität als ein Bildungsmultiplex“ war in der Laterne des verlassenen Ballhauses Grünau zu finden. So gab es nicht nur interpersonelle Bezüge zwischen den mitgebrachten Skizzen, sondern auch interlokale Querverweise zwischen dem Inhalt des Papiers, der forschenden Person und dem Ort, an dem sich die Bulle mit der Forschungsskizze versteckte.



Ein goldener Geocache liegt gut versteckt in einer von Hopfen überwucherten Laterne.



DIE FORSCHUNGSFRAGEN DER W.FELLOWS:

- Welche Werte, Währungen & Wertschöpfung gibt es im Bereich der Forschung und Lehre? (Bernd Ankenbrand)
- Welchen Stellenwert hat „Haltung“ in der Kultur- und Kreativwirtschaft? Welche Rolle kann und sollte sie in Studium und Weiterbildung spielen? (Martin Zierold)
- How should universities redefine their fundamental agency within an increasingly confusing media ecology and knowledge society? (Timothée Ingen-Housz)
- Wie kann das Experimentieren als Designmethodik zur Entwicklung neuer Forschungsergebnisse genutzt werden? (Pelin Celik)
- Kreativpiloten unter dem Radar – Wie können Hochschulabsolvent*innen von Universitäten der Kultur- und Kreativwirtschaft in ihrer Selbstständigkeit gestärkt werden? (Jörg Stegmann)
- Wie kann man dem Klassismus in den Lehr- und Forschungseinrichtungen der Kultur- und Kreativwirtschaft begegnen? (Anna Luise Kiss)
- Wie kann die Wirkung von Wissensvermittlung im Bereich von Universitäten und Forschungseinrichtungen ermittelt werden? (Gesa Birnkraut)
- Wie schaffen wir den Brückenschlag zwischen Naturwissenschaft und Kreativwirtschaft? (Jana Hoffmann)
- Was ist die „Site Specificness“ für kreative Wertschöpfungsprozesse in Forschung und Lehre? (Jens Badura)



(Anna Luise Kiss, Martin Zierold, Jens Badura, Bernd Ankenbrand, Pelin Celik, Timothée Ingen-Housz, Jörg Stegmann)

DIE SCHATZSUCHE: ENTGEGEN ALLER WIDRIGKEITEN

19

So zogen die Fellows aus und wanderten durch das Waldgebiet um den Müggelsee. Sie überquerten Flussarme mit einer Fähre, suchten nach neuer Wertschöpfung auf einem Friedhof oder kletterten auf Bäume, um die goldenen Gläser zu finden. An jeder Station entbrannten hitzige Diskussionen darüber, ob Wissen das gleiche ist wie Fähigkeiten, welche Rolle Universitäten auszufüllen haben und was Bewegung eigentlich mit denken zu tun hat. Auch ein plötzlich aufziehender Sturm konnte den Teams nichts anhaben. Durchnässt aber glücklich und positiv aufgeladen trafen alle Fellows am Schluss am Müggelturm ein und erzählten sich angeregte Geschichten von versteckten Gläsern in Teufelsmooren, auf Radartürmen oder unter einem „Piratenschiff“ vergraben. Abschließend betraten alle Fellows die Spitze des Turms und blickten über den wolkenverhangenen, mit Nebelschwaden verdeckten Himmel. Just in diesem Moment riss die Wolkendecke auf und gleißende Sonnenstrahlen schienen durch. Noch hatten die Fellows nicht die Antwort auf alle Fragen gefunden. Doch sie waren dem Ziel ihrer Suche wenigstens ein Stück nähergekommen. ■



/ Sebastian Huld

MIT DER ZUKUNFTSBRILLE SPIELERISCH DIE HOCHSCHULEN VORANBRINGEN

Wissenschaftsfellows testen
Serious Game

Die neu berufenen, wissenschaftlichen Fellows des Kompetenzzentrums wollen eine Vision entwickeln, wie in Zukunft an den Hochschulen im Kultur- und Kreativbereich geforscht und gelehrt werden könnte. Zur Ausgestaltung konkreter Ideen nutzen sie ein Serious Game – eine ganz neue Erfahrung mit spannendem Ausgang, nicht nur für die Wissenschaftler*innen. Wer braucht im Jahr 2040 eigentlich noch Hochschulen, um Künstler*innen und Kreative auszubilden? Wie könnten diese Lehranstalten aussehen, und welchem Zweck sollen sie dienen? Wird dort noch geforscht, und wenn ja: Wer arbeitet dann wie und für wen? Die Zukunft von Lehre und Forschung im Kultur- und Kreativbereich gestalten zu wollen, heißt, sich mit einer Vielzahl völlig offener Fragen zu beschäftigen.



Die wissenschaftlichen Mitglieder des Fellow-Netzwerks des Kompetenzzentrums Kultur- und Kreativwirtschaft des Bundes schreckt die Größe der Aufgabe nicht. Im Gegenteil: Die im Tagungshotel am Berliner Stadtrand versammelten Wissenschaftler*innen, die in den Bereichen Kulturmanagement, Sinnökonomie, Industriedesign, Kulturphilosophie, Film und Kommunikation lehren und forschen, werfen sich lustvoll in die Debatte.

Dabei stehen sie dem Komplex sich anscheinend gleichzeitig stellender Fragen nicht allein gegenüber. Das Kompetenzzentrum hat Christian Rauch vom STATE Studio Berlin eingeladen, der mit einem so genannten Serious Game nicht nur Struktur in die Debatte bringen, sondern die Wissenschaftler*innen auch auf neue und womöglich unbequeme Gedankenpfade führen möchte.

„Here Be Unicorns“ nennt der Science-Gallerist und -Promoter Rauch sein selbst entwickeltes Spiel. Darin tritt an die Stelle eines Wettbewerbs zwischen den Spieler*innen das gemeinsame Entwickeln einer Vision. Rauch bezeichnet „Here Be Unicorns“ auch als „Mental Sparring Exercise“ – eine Herausforderung, neu zu denken. „Here Be Unicorns“ richtet zum einen den Blick der Spielenden fest auf die Zukunft und versucht zum anderen – bei allen Anreizen zum unkonventionellen Denken – auch konkrete Ergebnisse aus der entstehenden Debatte zu kondensieren.





IN VIER PHASEN DAS DENKEN STRUKTURIEREN

Das Spiel verläuft nach den vier Phasen des RIDE Thinking Models. Wobei RIDE für die vier Phasen Reason, Imagination, Dialogue und Entrepreneurship steht. Die Teilnehmer*innen erkunden wissenschaftliche Trends, die für ihr Thema relevant sind (R). Frei wie Künstler*innen überlegen sie sich alle vorstellbaren Auswirkungen dieser Trends (I!). Sie verständigen sich auf Werte, die bei der Gestaltung der Zukunft als Leitfaden dienen sollen (D). Und schließlich setzen die Spieler*innen die Unternehmer*innenbrille auf und legen konkrete Handlungsvorhaben fest (E).

PHASE I: REASON – WAS KÖNNEN WIR ERWARTEN?

Zu Beginn arbeiten die Fellows Trends heraus, die auch für den Kreativ- und Kulturbereich absehbar kontextprägend sind: der demografische Wandel hin zur überalterten Gesellschaft, die Krise der Demokratie, der menschengemachte Klimawandel. Als globale Entwicklungen, die insbesondere auf den Kultur- und Kreativbereich einwirken könnten, werden der wachsende Einfluss von Algorithmen und KI sowie die dezentrale Produktion ausgemacht. Im Bereich Bildung identifizieren die Spieler*innen drei prägende

Trends: Individualisierung, Privatisierung und Kommerzialisierung, wodurch der Wert von Wissen einen tiefgreifenden Wandel vollzieht. Doch was folgt hieraus?

PHASE II: IMAGINE – MIT WELCHEN FOLGEN MÜSSEN WIR RECHNEN?

Die Professor*innen sehen die Hochschulen als Orte der Begegnung infrage gestellt und beobachten, dass eine sich alles unterwerfende Rating-Kultur mikroskopierte Lerninhalte produziert. Student*innen kommen nur in die Universität, um sich „ihre Punkte abzuholen“, so Pelin Celik. Mit der Kybernetisierung des Denkens kritisiert Timotheé Ingen-Housz zudem ein auf die eigene Umwelt zurückgeworfenes und reduziertes Denken, das von anderen Umwelten und deren Logiken losgelöst ist. Wenn alles Wissen online abrufbar sein wird, welche Rolle bzw. welche Existenzberechtigung hat dann die Universität noch als Institution? – Die Universität als selbstreferenzieller und von der Praxis losgelöster Elfenbeinturm, der seine zukünftige Legitimität als Raum des Wissensaustausches sukzessive wegdigitalisiert. Diesem Szenario gilt es in der nächsten Phase entgegen zu wirken.

PHASE III: DIALOGUE – WELCHE WERTE WOLLEN WIR STÜTZEN?

Zierold plädiert für Strukturen, „die Dinge am Leben halten, wenn sie gerade nicht gebraucht werden“. Andernfalls drohe ein „dramatischer Verlust von Wissen“ – in der Breite und Tiefe. Stegmann spricht im selben Atemzug von einem „Artensterben des Wissens“. Es stellt sich die Frage nach den Marktmechanismen des Wissens und welcher Wert nicht unmittelbar verwertbarem Wissen beigemessen wird? Im Ringen um Begrifflichkeiten stehen schlussendlich Kultiviertheit, bekömmliche Weltverhältnisse, Teilhabe, Nachhaltigkeit und Sinn im Zentrum – diese Werte sollten das Fundament darstellen, auf dem Veränderungen im Bereich der Hochschule angetreten werden müssen.

PHASE IV: ENTREPRENEURSHIP – WIE WOLLEN WIR HANDELN?

Mehr Lust und Neugierde, Offenheit für Exploration, Unfertigkeit als positive Haltung sowie eine leere Mitte, die Lehrenden, wie auch Lernenden die Freiheit verschafft, sich in den Prozess „Universität“ und Wissenserweiterung einzubringen. Weder Professor*innen noch Studierende dürfen „fertig“ sein, wenn sie in die Universität kommen. Zudem braucht es eine Diversifizierung von Wissensangeboten und eine Öffnung hinein in Wirtschaft und Gesellschaft. Sonst ist die Gefahr groß, dass das an Hochschulen produzierte Wissen und die Forschung im Nichts verpuffen.

DIE HOCHSCHULE ALS SINNSTIFTER

Die „Here Be Unicorns“-Spieler*innen bewegen sich, dessen sind sie sich bewusst, in dem nicht auflösbaren Konflikt, zugleich Instanz und Objekt einer angestrebten Veränderung des Systems zu sein. Eines Systems, als dessen Kernproblem der Fokus auf die unmittelbare Verwertungsfähigkeit allen Tuns ausgemacht wird – dem sich gerade deshalb auch die Fellows nicht entziehen können, weil die Lebenswirklichkeit sie zwingt, aus einer „biografie-strategischen Perspektive“ heraus zu arbeiten.

Die leidenschaftliche Debatte erweist sich als kreativer Rausch, der seine Energie auch aus der gemeinsamen Rebellion gegen und Umdeutung des vorgegebenen Spielkonzepts zieht. Hier zeigt sich, dass es den Fellows darum geht, sich permanent von Formaten zu lösen, aus Vorgaben rauszukommen und klassisches Denken in Trends, Phasen und Begrifflichkeiten zu hinterfragen. Einigkeit herrscht auch darüber, dass der Ort Hochschule einen Mehrwert als analoges Refugium und Raum der persönlichen Interaktion in einer immer stärker digitalisierten Epoche stiften kann. Zudem könne die Hochschule als Kontinuitätshüter auftreten, die den Verwerfungen eines nicht vollständig demokratisierten und weiterhin privatisierten Wissensmarktes trotzt. Universitäten könnten sich ferner „darauf konzentrieren, Erfahrungsorte zu sein“.



Anstelle von Kreativitätsexpertise könne die Hochschule der Zukunft mit dem Angebot von Sinnexpertise einen neuen Daseinszweck erfahren. Inspiriert von den aufgeworfenen Themen und den durch die Spielphasen angeregten leidenschaftlichen Diskussionen entscheiden die Fellows, sich baldigst noch einmal zu treffen: um aus den ersten Ideen Prototypen zu bauen, die es Wert sind, weitergedacht zu werden, und um die Zukunft der Forschung und Lehre der Kultur- und Kreativwirtschaft neu zu erfinden. ■



/ Lena Fiedler

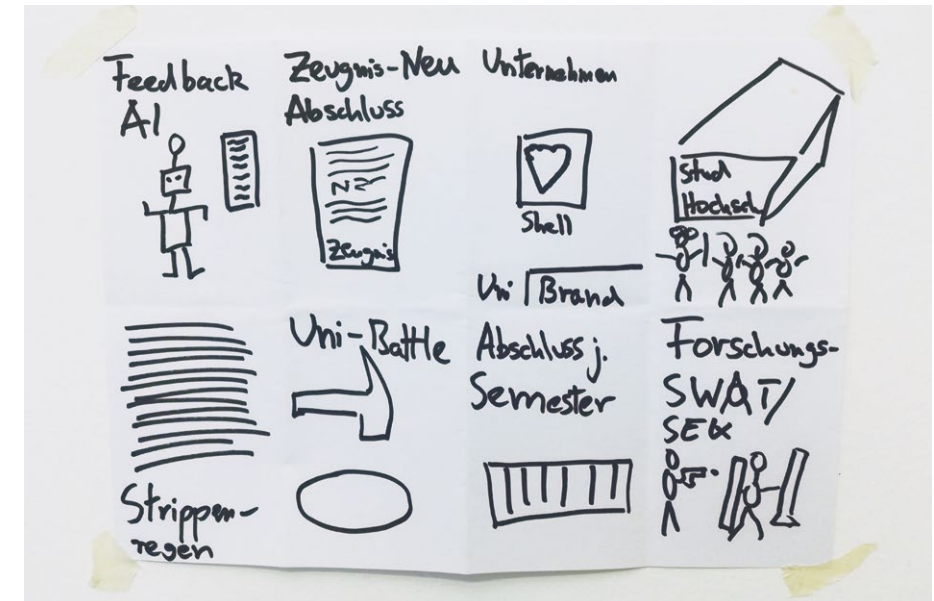
DIE UNBEDINGTE FORSCHUNGSZONE?

Als Paul Safranek an seinem ersten Tag als Bürger von *Leisureland* den Kopf zum Himmel hebt, sieht er eine gläserne Kuppel. Sie schützt die Stadt und ihre Bewohner*innen vor Regen, Schnee, Wind und Insekten. Diese Kuppel braucht es, weil Paul Safranek und seine Nachbar*innen etwa 12 Zentimeter groß sind. Für jede Raupe wäre es ein Leichtes, die Stadt in Schutt und Asche zu legen. Warum die Menschen hier so klein sind? Die Bürger*innen haben sich freiwillig schrumpfen lassen, um in *Leisureland* ein besseres Leben zu führen: Wer kleiner ist, macht weniger Dreck, verbraucht weniger Ressourcen und wird dadurch zu einem besseren Menschen, so die Überlegung. Safranek lässt sich nicht nur wegen der Ökobilanz downsizen, sein Einkommen als Chiropraktiker, das in den normal großen USA nicht zum Leben reichte, ermöglicht ihm in *Leisureland* ein Leben in Saus und Braus. Einen Teil der Menschheit schrumpfen – ist das die Lösung für Überbevölkerung?

Niemand muss seine Konsumgewohnheiten aufgeben, sie nehmen nur eine andere Dimension an? In dem Film *Downsizing* spielt Regisseur Alexander Payne diese Nahzukunft unter der Kuppel durch. Das Experiment ist verlockend, denn es findet

innerhalb eines abgeschlossenen Systems statt. Am ehesten ähnelt *Leisureland* einer Gated Community, wie es sie zuhauf in den USA gibt: abgeschlossene Wohnkomplexe mit eigener Infrastruktur und Sicherheitssystemen, die nur über die Abschottung nach außen funktionieren. Für ihre Schöpfer ist *Leisureland* ein ideales Reallabor. Wie unter einem Brennglas kann in dieser Gated Community in Ruhe beobachtet und erforscht werden, zum Beispiel unter welchen Bedingungen ein nachhaltiger Weltenentwurf (nicht) möglich ist.

So abwegig und unmoralisch der Versuchsaufbau klingen mag, die Idee von Reallaboren in der Forschung ist nicht neu. Bislang gibt es in Forschung, Unternehmenspraxis und Politik keine allgemein akzeptierte Definition des Begriffs, es werden auch Begriffe wie „Living Labs“, „Innovationsräume“, „Experimentierräume“ oder „Real-experimente“ für Reallabore verwendet. In den Sozialwissenschaften gelten sie eher als experimentelle Räume an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft, in denen vor allem Lösungen für gesellschaftliche Herausforderungen und Transformationsprozesse gesucht werden, weniger für technologische Fragen. Solche

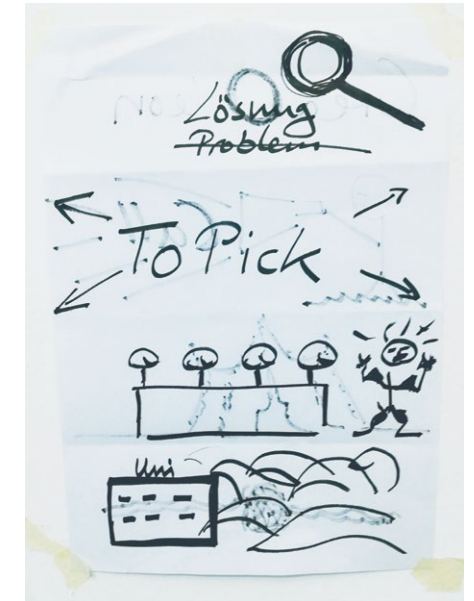
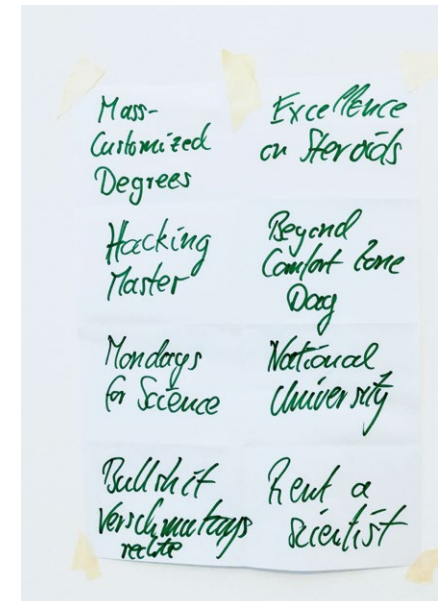


Experimentierfelder zu eröffnen liegt in der DNA der Akteur*innen der Kultur- und Kreativwirtschaft. Die Erkenntnisse, die hier gewonnen werden, können im Kleinen in Produkte umgewandelt, oder im Großen in Geschäftsmodelle überführt werden. Hier müssen sie sich dann den Marktmechanismen stellen und sich im Konkurrenzkampf mit anderen Produkten, Gedanken und Unternehmen beweisen.

Erkenntnisse, die innerhalb eines solchen Versuchsaufbaus gewonnen werden könnten, unterscheiden sich von dem Wissen klassischer Forschungseinrichtungen. Der akademische Betrieb findet normalerweise innerhalb einer Institution und innerhalb eines festen Regelwerks der Forschungsgemeinschaft statt. Der Mikrobiologe und Erkenntnistheoretiker Ludwig Fleck charak-

terisiert die wissenschaftliche Erkenntnis als das Produkt eines sozialen Prozesses, in dem das Kollektiv über die richtigen Methoden und den korrekten Denkstil entscheidet.² Der Ort der Forschung ist maßgebend für das Ergebnis. Angesichts der Herausforderungen für Lehre und Forschung, die der akademische Betrieb bereithält, wächst die Sehnsucht nach anderen Räumen. Wie könnte der Rahmen für ein Forschungsvorhaben noch gezogen sein? Welcher räumlichen Struktur könnte Forschung unterliegen?

Und unter welchen Regeln kann Forschung noch stattfinden?



Die Fellows des Kompetenzzentrums Kultur- und Kreativwirtschaft des Bundes trafen zusammen, um neue Perspektiven und Impulse für eine Neuausrichtung der Forschung und Lehre in der Kultur- und Kreativwirtschaft zu entwickeln. Während des Fellowtreffens im November 2019 entstand gemeinsam die Idee einer Sonderforschungszone, einem Ort für unbedingte Forschung. Ein Raum, der in seiner Logik einem Fight Club gleichen könnte: Die erste Regel lautet: Es gibt keine Regeln. Ob dieser Ort ein kontaminiertes Sperrgebiet ist, das man nur im Schutzanzug betreten darf, ein anarchistisches Dorf wie Gallien oder der Darkroom eines Technoclubs: Jeder der 9 Fellows beschreibt hier, wie diese Sonderforschungszone aussehen könnte und welchen Regeln sie unterliegt. Eine Tempo-30-Zone für Wissenschaftler*innen, die

Universität als Jurassic Park oder Forschung in Atlantis – jede Idee beinhaltet ihre eigene räumliche Struktur, die verschiedene Formen von Wissen hervorbringen. Die Idee der Sonderforschungszone ist der gemeinsame Fluchtpunkt der Entwürfe.

Die Fellows sind nicht die einzigen, die am Begriff der Sonderforschungszone arbeiten: Das Bundeswirtschaftsministerium unter Peter Altmaier möchte künftig forschenden Unternehmen in Sonderforschungszonen mehr Freiheiten geben: Unter der Überschrift *Freiräume für Innovationen* stellte das Bundesministerium für Wirtschaft und Energie das Handbuch für Real-labore vor. Vorgestellt werden Projekte, die in räumlich und zeitlich begrenzten Gebieten bspw. Paketzustellungen mit Drohnen im Alltag oder autonom fahrende Autos im

normalen Straßenverkehr testen. Voraussetzung für diese Reallabore seien künftige Experimentierklauseln in den Gesetzen. Reallabore werden dort als Beitrag zur Experimentierkultur in unserer Gesellschaft gelobt. Warum profitieren von solchen Klauseln aber nur Unternehmen?

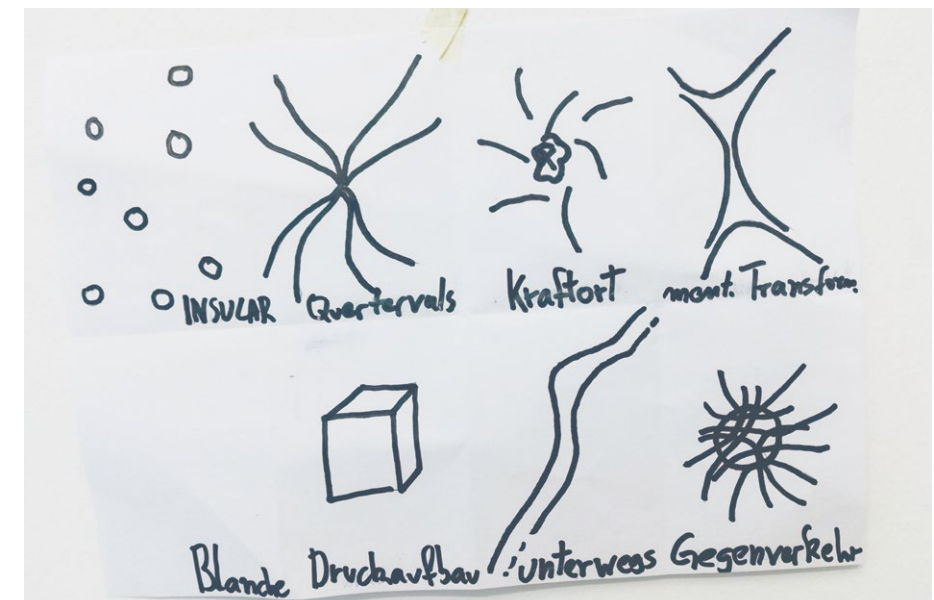
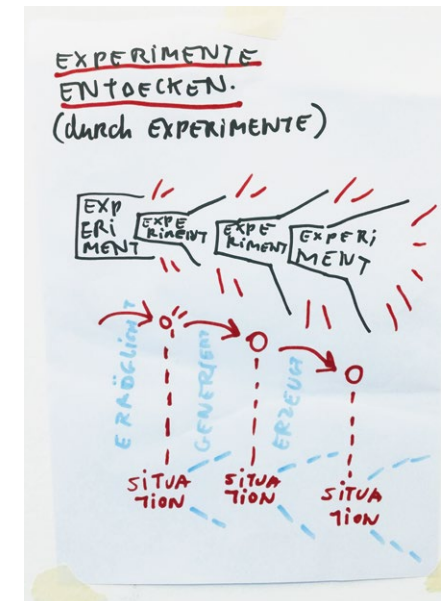
Könnten dieselben Experimentierklauseln nicht auch für Akademien und Universitäten gelten?

Mit der Umstrukturierung der Universität im Sinne der Akkreditierung, Evaluierung, Leistungskontrolle, und der Verschulung der Studiengänge im Namen einer Zeitökonomisierung stellt sich die Frage nach dem Bestand der Universität als Ort der Einheit von Forschung und Lehre. Welchen Wert hat sie noch als Institution?

In *Die unbedingte Universität* bestimmt Jacques Derrida die Forschungseinrichtung zu einem Ort, an dem Fragen der Menschheit und Menschlichkeit erörtert werden sollen. Nicht um sie dort einzumauern, wie er schreibt, sondern um ihnen dort den besten Zugang zu einem öffentlichen Raum zu gewähren. Er berührt eine interessante Frage, nämlich die nach der Forschungseinrichtung und ihrem Verhältnis zum Außen, des ökonomischen Raums und der politischen Öffentlichkeit. Das Außen der Forschung betrifft nicht nur den

Publikationsmarkt und seine Rolle, die er bei der Evaluierung und Legitimierung der universitären Forschung spielt.³ In den Beiträgen der Fellows werden Ideen vorgestellt, die Verhältnisse von Innen und Außen der Forschung vorstellen. Eine Forschungszone als Insel, als ein Innen im Außen, birgt eine Freiheit, die sie nur durch ihre Begrenzung haben kann. Wie die Gated Community funktioniert sie nur durch die starke Zugangsbeschränkung. Wenn der Begriff der Forschung ausgeweitet wird, etwa auf künstlerische Praxis, auf immersive Forschung oder auf einen Alltag in Form von Interventionen, ist die Zone gleichzeitig das Versprechen sich raumzeitlich zu begrenzen. Eine unbedingte Unabhängigkeit der Universität sieht Derrida in Auflösung begriffen, die Rekonstruktion der unbedingten Souveränität notwendig. Die Forderung nach der Unabhängigkeit von Forschung wird sich zuerst mit der Frage auseinandersetzen müssen, wie sie sich selbst konstituiert. Die Beiträge der Fellows unterscheiden sich im Hinblick auf die Bedingtheit ihres Anspruches. Sie definieren für sich eine „ganz spezifische Form der Souveränität“, wie Derrida schreibt.

Selbstorganisierte Universitäten und alternative Akademien stellen durch ihre Existenz die Institution Bildungseinrichtung in Frage. 2018 wurde die *Floating University* als Offshore-Campus im Regenwasserbecken des ehemaligen Flughafens Tempelhof in Berlin-Kreuzberg eröffnet. Die schwimmenden Holz- und Gerüstkonstruktionen bilden die Seminarräume der





selbstverwalteten Universität und wurden von vielen Freiwilligen über Wochen selbst auf dem Wasser errichtet. Ziel der *Floating University* ist es, Wege zu finden, an Orten wie dem Tempelhofer Feld experimentelle Freiraumlabor für urbane Praxis zu etablieren. Der Seminarmodus ist gleichberechtigtes Lernen und Lehren, der Name University deswegen durchgestrichen. In der Mitte des Wasserbeckens befand sich ein Laborturm mit einem Wasserfiltrationssystem, mit dem über den Zeitraum hinweg mit den Aufbereitungsmöglichkeiten von Regen- und Brauchwasser experimentiert wurde. Ein Wasserrad am Turm hielt das Wasser des Systems im Fluss. Um eine mobile, schwimmende Bühne herum wurde das Auditorium ausgerichtet, das den zentralen Ort für Diskussionen und Vermittlung von Forschungsergebnissen bildete.

Die *Floating University* lässt sich in ihrer Organisation und Tradition vor dem Hintergrund anderer Projekte, wie dem Black Mountain College in den USA, lesen. Es wurde 1933 von John Rice als eine lernende Gemeinschaft in North Carolina gegründet. Keine festen Lehrpläne, keine Prüfungen, keine Spezialisierung: Die Idee des College bestand in der Verbindung von Natur- und Geisteswissenschaften mit den unterschiedlichen künstlerischen Disziplinen. Alle Mitglieder der Gemeinschaft des Kollegs beteiligten sich an der Unterhaltung des Geländes, einschließlich der Landarbeit, denn die Student*innen mussten sich selbst versorgen. Die Gebäude der Anlage wurden wie bei der *Floating University* gemeinsam errichtet (unter anderem von Buckminster Fuller und Walter Gropius).

Michel Foucault teilte die Idee einer räumlichen Entrücktheit der Akademie. Er träumt sich ein Seminar, schwebend über der kriegführenden Welt, als „hängenden Garten“. Es werde einmal pro Woche, so Foucault, von der umgebenden Welt getragen, sich ihr aber auch im Widerstand entgegensetzen. „Handelt es sich um einen wirklichen oder einen fiktiven Ort? Keins von beiden. Mit einer Institution wird utopisch umgegangen: Ich ziehe einen Raum und nenne ihn: *Seminar*.“⁴

unmittelbar bevorsteht. Würden sie es nicht so ernst meinen, hätte man fast meinen können, dass sie es mit diesem Experiment im Dienste der Wissenschaft zu weit getrieben hätten. ■

Am Bild des hängenden Gartens reizt Foucault das Schweben.

Er liest es auch als eine Metapher für Wissenschaften, die keine Beziehung mehr zur gesellschaftlichen Praxis unterhalten.

Die revolutionäre Praxis des Schrumpfens wurde der Öffentlichkeit auf einer wissenschaftlichen Tagung mit dem Titel *Human Scale and Sustainability* vorgestellt. Unterstützt wurde die Forschung der norwegischen Wissenschaftler*innen auf der Basis von schlechtem Gewissen, finanziert von einer norwegischen Unternehmersdynastie, die mit der Senfgasproduktion reich wurde. Mit der Nachhaltigkeit meinten es die norwegischen Forscher*innen ernst. Sie fürchten die Apokalypse, die am Ende des Films *Downsizing* noch aussteht, aber

2 // Vgl. Fleck, L. (1980). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

3 // Vgl. Derrida, J. (2001). *Die unbedingte Universität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

4 // Barthes, R. (2006). An das Seminar. *Das Rauschen der Sprache*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 363.

ESSAYS

AYS



Prof. Pelin Celik

41

neuen Technologien könnten in der Wissensvermittlung nicht tiefgreifender sein. Durch den geringen Aufwand im Einsatz von komplexen Technologien hat sich nicht nur die Aneignung von Expert*innenwissen, sondern haben sich auch die wissenschaftlichen Werte demokratisiert. Der*die Lehrende genießt kein Monopol mehr auf dem Gebiet der Lehre und Forschung; die Universität besitzt kein Monopol mehr auf Wissensvermittlung. Die zukünftigen wirtschaftlichen, technologischen und kulturellen Gegebenheiten jedoch verlangen nach neuen Lehrmethoden und universitären Visionen. Datenkommunikation und

Internettechnologien verändern die sozialen Beziehungen in unserer Gesellschaft. So werden die Konsument*innen zunehmend zu Mitgestalter*innen unserer Welt; DIY-Methoden stellen die traditionelle Rolle des Expert*innentums in Frage und Service-Design wird ebenso wichtig wie die klassische Produktinnovation.

In dieser unbeständigen Welt sollten Wissen und Expert*innentum als fluides Konstrukt verstanden werden, das sich immer wieder neu erfinden und an die Gegebenheit anpassen darf.

Dabei werden Lehrende als Mentor*innen und Moderator*innen von Inhalten gesehen, die gemeinsam mit den Studierenden daran arbeiten, Lehrveranstaltungen in Form von (Kreativ-)Workshops zu leiten und aus experimentellen Ideen einkommensbasierte Strukturen zu generieren. In Zukunft werden Studierende auf Grund ihrer autodidaktischen Fertigkeiten in New Technologies ihr Wissen verstärkt in die Lehre einbringen und dieses Wissen in Form von Co-Teaching mit Professor*innen an andere Studierende weitergeben. Aber auch externe Wissensexpert*innen, sogenannte „Science- oder Design-Pat*innen“ können

Studierenden ihr geistiges Eigentum und ihre Erfahrung innerhalb der Science-Workshops zur Verfügung stellen und einen Diskurs anstoßen, der andernfalls verloren ginge. Die Sonderforschungszone erlaubt es uns, die Idee eines visionären und flexiblen Lehrsystems der Wissensvermittlung zu diskutieren und die Frage zu stellen, wie wir die Universität von morgen gestalten möchten – ein System zur neuen Bildung nach dem Motto „Universität(s)gestalten“. Das neue Bildungssystem wird in projektorientierten Unterrichtsformaten bzw. Workshops umgesetzt. Diese Workshops bieten Raum für offene Experimente in der Didaktik sowie für die Öffnung hin zu anderen Studiengängen und Disziplinen – der Begriff „Universität“ bzw. „studieren“ wird so wieder freier gelebt, als es derzeit im Bologna-Korsett möglich ist. Das bedeutet, dass es keinen traditionellen Unterricht mehr geben wird, sondern ein individualisiertes und fokussiertes Studium in offenen „Projekt-Stationen“, das die bisherigen Seminarräume und Labore ersetzen wird. Im Vorfeld der Workshops können auch Lern- und Inhaltsexkursionen im Spannungsfeld von Diskurs und Lernerlebnissen außerhalb von räumlichen Strukturen der Universität oder Hochschule angeboten werden. Diese „außerräumliche“ Erfahrung kann mehr Kreativität schaffen und so wird das klassische Studium auch zum Experimentierfeld der Partizipation durch Umfeld und Umwelt.

Auch fachliche Spezialisierungen, die immer problematischer geworden sind, werden in Frage gestellt. Die Studienfächer entsprechen nicht mehr den Arbeitsdisziplinen; disziplinübergreifende Kategorien wie soziale Intervention, autonomes Experiment und kommerzielle Orientierung können für ein neues Verständnis vom Studieren hilfreich sein. Die disziplinübergreifenden, kreativ ausgerichteten Wissensworkshops finden nicht nur am physischen Ort des Universitätscampus, sondern in Sonderforschungszonen wie Museen, Startups, Coworking-Spaces, Kultur- und Kreativräumen, Stiftungsräumen oder auch in der Natur statt. Die Berufung des*der Lehrenden besteht darin, eine Gruppe von Studierenden im Co-Creation- und Co-Teaching-Prozess innerhalb von Workshops anzuleiten und zu betreuen. Die Lehrveranstaltungen bzw. Workshops sind in Trimester gegliedert und bestehen aus drei Studienphasen: Orientierung und Fokussierung von Interessen/individuellen Stärken, Wissenserweiterung, Vertiefung von Fähigkeiten. Am Ende dieses experimentellen, individuellen Studiums entsteht ein maßgeschneiderter Studienabschluss, der Studierende zu einer hohen Anpassung an global wechselnde Anforderungen des Berufsmarkts befähigt.

Dieses neue Universitätssystem oder -verständnis ermöglicht sogenannte „Mass Customized Degrees“, die innerhalb der disziplinübergreifenden Workshops als Mikroabschlüsse erworben werden. Bisher gängige Abschlussbezeichnungen wie

beispielsweise Bachelor of Arts und Master of Arts oder Bachelor of Science und Master of Science werden aufgebrochen und die Berufsbezeichnung damit obsolet. Die Mikroabschlüsse definieren die Richtung für die Marktanforderungen und künstliche Intelligenz kann zukünftig gezielt nach Spezialisierungen suchen statt nach Fachdisziplinen. Die Querbelegung von studiengangsübergreifenden Themen in Workshops ersetzt die klassische Lehre sowie Seminare. Studierende belegen die Workshops gemäß ihren breiten Interessen und Universitäten bzw. Hochschulen werden wieder zu Experimentierfeldern der persönlichen Expertise. Es entstehen Anwendungsbeispiele des Wissens durch partizipative Workshops sowie das Konstrukt der Science-Pat*innen mit dem gemeinsam die Inhalte des Mikroabschlusses prototypisch weiter ausgearbeitet werden können. So kann eine*ein „Designstudierende*r“ gemäß ihrer*seiner individuellen Interessen und autodidaktischen Vorerfahrungen ebenso Workshops in Quantenphysik, Bedürfnistheorie oder Soziologie belegen wie in Designprozess, Programmierung oder Machine Learning. ♦



FRACKING FOR POTATOES

The Glocal Press as a Reinvention Kit for Post-Villages
(or: How to Turn the Peter Panoptikum Inside Out)



The internet has become the ubiquitous environment in which human interactions take place, shape and time. Nothing seems to be “offline” anymore. Young and old “users” embrace digital life as a playful, immersive multiverse where new forms of agency and intersubjectivity can be explored. Digital life is neither here nor there, before or after, continuous or fragmentary, true or false, clean or dirty, damned or enchanted.

→ It may be all of it at once, and probably more than the sum of its binary opposites. Powered by multi-channelled streams of participatory media interfaces, new forms of living, working and trading emerge, generating hybrid roles and opportunities, but also new doubts and insecurities.

but anarchic macrocosmic mess: a jungle to be explored and theorised with an ever-growing sense of uneasy belatedness. It always seems to be too late to explain what is (was) going on, and no one agrees how to research it in the first place.

For business and marketing people, the internet is a market place where human attention is commodified, earned, spent and invested; a cut-throat environment blueprinted by venture capitalist's business models and long term prospects. Entertainers and artists see it as a permanent challenge to their once “special status”, an obligation to share creative privileges with the crowds as they learn to surf new forms of audience engagement and aesthetic participation. Social scientists, educators and academics investigate it as a fascinating

The internet is changing too fast and too brutally to listen to its critics and rewrite the code accordingly. Meanwhile, digital participation transformed everyone into a “knowledge worker” and a content creator, challenging the university's once unquestionable epistemic monopoly.

No one quite knows how to deal with this somewhat self-inflicted malaise. Back in the days, before turning into the “big four's” backyard, the internet was architected as a knowledge access and sharing tool. Engineered in universities as a cold

Prof. Timothée Ingen-Housz

war backup, it slowly transformed into a searchable, post-modern version of the Library of Alexandria, making almost all of the existing human culture available to almost everyone.

It has rapidly
generated
its *own* culture,
too.

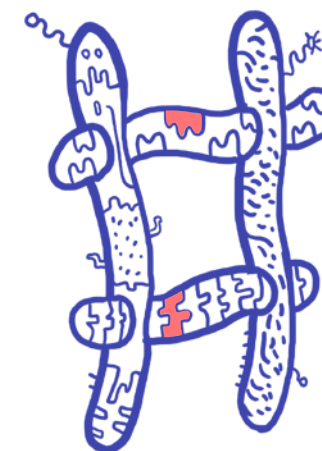
As the social web deployed its participatory conversational platforms, new types of “user-generated academia” started to spread, challenging old educational institutions with sometimes brilliantly creative formats. The resulting explosion of content changed the landscape and sparked a bizarre race for attention – sometimes forcing universities to reimagine themselves as edutainment multiplexes.

The resulting competition, and the growing atmosphere of mistrust directed at ancient knowledge institutions, signals an urgent need to adapt and transform. Confronted with multiple challenges, universities must develop agile change strategies to cope with constant disruptions and reflect society’s evolving relationship with data, information, knowledge and “news”.

On one hand, academics wrestle to restructure their organisations with new “tools”, on the other, they fight about the appropriate methods needed to investigate

the rapidly evolving digital cultures emerging everywhere else, too. In other words: they’re challenged all across the board – on the teaching and the research front, on a structural, educational and epistemological level. Meanwhile, the internet’s worldwide experimental laboratory keeps generating new perceptions, new experiences and new creative modes of expressions emanating from a life lived digitally. A life deployed in a new time, a new space, a new self. This new continent may prove to be a surprising source of renewal for the creative and culture industries – some kind of “rejuvenation workshop” for a domain once so obsessed by the digital migration of analogue “classics” (journalism, entertainment, arts) that it would miss the emergence of a new continent. Time has come to explore truly native forms of digital culture emerging everywhere in this strange Peter Panoptikum called the internet.

There is no other way to explore the potential of this new space for creatives and researchers than to experience it first hand – in multiple roles: as a user, a strategist, a player, a sceptic, an artist, an activist, a critic and, even more as a “planetary Enzyme” (to quote Ira Einhorn, the infamous co-founder of Earth Day). In other words: as part of a giant cultural metabolism in which nothing is too tiny to make a difference.



As Greta Thunberg and many other activists “demonstrated”, there is no starting small in a digital cosmos. It may be time to envisage the internet’s creative potential from the perspective of a bacteria, a potato, a living networked cabbage, a foodporn star, or a gang of glocal grandmas “influencing” new attitudes, new knowledge and new cooking tricks into the internet’s bloodstream – a new glocal subculture burgeoning around agriculture.

The internet is a place thriving on blitzscaling disruptions. Social networks may have been plotted as weapons of mass distraction, they can be turned around to become the best (and perhaps only) tool available to address the 21st century’s environmental, societal and political challenges. It only takes a quick look at the international geopolitical situation to realise that climate justice policies may not be

organised by other means than bottom-up mobilisation processes. It’s not too late to turn the Peter Panoptikum around.

If digital life is reconfiguring what we understand as “context” and as sense-making processes, it may also rewrite the rules of interaction and argumentation, replacing “old” frames of references by multiple, polyphonic echo chambers transforming whatever content is circulating “out there” into semiotic Play-Doh. What use can we make of this plasticity, and what does it have to do with the earth?

Agricultural creatives may well become the next fashion designers and lifestyle innovators of the coming world, merging digital narcissism with social and ecological activism in a distributed effort to seed, grow, harvest, transport, cook, eat, trash, and recycle food diamonds in a cleaner

and more inclusive manner than ever before. Why not think of spaceship earth as a hybrid network of (g)local kitchens and edutainment multiplexes, what about neo-villages rebuilt as socio-aesthetic units of survival and delight?

Here is my proposal for a "Sonderforschungszone": Let's boot a glocal press network to research, generate, organise, stage, narrate, share and cultivate a sustainable cuisine-thinking, mediated by a new type of "(g)local gazette" – a living, open-sourced cookbook sparkling with video tutorials, time-lapsed mushroom omelettes and cooking courses for neo-farmers. Let's turn foodporn inside out. Let's deep dive in the compost, the irrigation channels, the harvest and the dirty fingernails. In other words: show us the backstage goodies – not just the juicy insta-plates. Show us everything else, in 8K please. That's where the future roots: in a high definition scrap of dry dirt. We shall reverse-engineer cap-tology, exploit FOMO and boost competitive sharing in a hub of post-consumerist bio-Jouissance micro-dosing a sustainably delicious tomorrow in today's breakfast.

If you are what you eat, we will make you grow and cook what you watch. Let's frack for potatoes and hilarious cooking shows! Let's find new ways to story-tell the quest for sustainable lip-smacking deliciousness at the expense of nobody! Let's build this inclusive, beautiful table and turn it into an audiovisual world stage for star-people and star-plants!

Glocal agro-culturers will teach their best tricks with the best jokes, "inseminating" their expertise to a worldwide crowd of followers, platforming a new culinary science designed to appetize and fertilise brains and tummies, to create the art of using oneself, others, media and the environment as a renewable resource to generate more consumable joy for everyone everywhere.

We are redeeming the internet, consumption and the culture industry all at once. We are rendering a new farm-world with our vibrating pocket Disneylands.

Adorno would
love it!
De-alienate your
tomatoes!
Make gardening
Edenic again!

Growing "stuff" will be the new unboxing thrill everyone will stream, the new daily cliff-hanger, – but also the new MOOC, the new Ted Walk, the new 'let's play', the new Biolympics, and the new open mike. Watch out: We're turning collective narcissism in terraforming wizardry; the Anthropocene's world championship of sustainable savoir-vivre – the next intercontinental "underground", the next culture industry. Hell yeah, we're fracking for potatoes. 🍌



ERKENNTNIS- WIRBELSTÜRME

Skizzen für die Sonderforschungszone

Jörg Stegmann



Die Teams bereiten ihre Roboter für den ersten Run vor, sie sind mit Beta-Software programmiert, stehen auf der Teststrecke bereit. Los. Bei Modell eins löst sich direkt ein Rad, mit Heißkleber wird provisorisch repariert, die anderen Roboter meistern ihre Einzeldurchläufe, bis ein Team vorschlägt: Lasst uns ein Wettrennen machen! Schnell wird das Testgelände umgebaut, ebenso schnell steht auch die Konstruktion mit der höchsten Geschwindigkeit fest. Der Teamleiter schaut zu, wendet aber schließlich ein: die Roboter sollen ihren Nutzer*innen gegenüber sympathisch sein, das äußert sich nicht unbedingt durch lineare Geschwindigkeit. Die Maschinen wandern wieder zurück in die Werkstatt, die Programmierer*innen versuchen, ihnen nun über zufällige Bewegungsabläufe menschliche Züge zu geben. Die Techniker aus dem anderen Team ergänzen die Räder mit Material zu unrunder „Fortbewegungsobjekten“, welche die Bewegung natürlicher gestalten sollen. Und das schnell, die Testsession ist bald zu Ende ...

Man ahnt es bereits: Wir befinden uns nicht in der Entwicklungsabteilung eines Technologiekonzerns oder an einer Universität, sondern in einem Nachmittagsangebot einer Grundschule. Wöchentlich werden hier in 90 Minuten mit Mikrocontrollern, grafischen Programmiersprachen, Pappe, 3D-Druck, Elektronikbauteilen,

Pompons, Wackelaugen und jeder Menge Kleber kleine Maschinen entwickelt, um gemeinsam mit den Schüler*innen kreative Möglichkeiten im Umgang mit neuen Technologien zu erforschen. Die Vorgänge, die in den zügig getakteten Unterrichtseinheiten zum Ergebnis führen, sind wirtschaftlich orientierten Prozessen und

Kreativmethoden aber nicht ganz unähnlich, angelehnt an „Make. Break. Repeat.“ oder den Build-Measure-Learn-Feedback-Loop von Eric Ries:

IDEAS – BUILD – PRODUCT – MEASURE – DATA – LEARN – IDEAS

Allerdings gibt es doch einen entscheidenden Unterschied: Der Fokus liegt nicht primär auf dem Produkt, dem Roboter, sondern der Person – dem*r Schüler*in. Mitchel Resnick vom Media Lab des Massachusetts Institute for Technology (MIT) formuliert dazu in seinem Buch *Lifelong Kindergarten* die „Creative Learning Spiral“: *IMAGINE – CREATE – PLAY – SHARE – REFLECT – IMAGINE*

Die Produktkomponente wird hier durch eine persönliche ersetzt, Spielen und Teilen sind wesentliche Bestandteile dieses Modells. Und Resnick führt den Formbegriff der Spirale ein.

Während der Loop eine an sich geschlossene Form darstellt, ist die Spirale offen. Bezogen auf die kreative Entwicklung eines Individuums kann man diesem Modell nun eine zeitliche Dimension geben, die sich im Raum abbildet. Kurve um Kurve dreht sich die Linie spiralförmig nach oben, mal in größeren oder kleineren Radien, mal dichter und schneller, mal weiter gestreckt in langsameren Entwicklungsphasen. Akzeptieren wir dieses Modell für uns, befinden wir uns auch in Studium und Berufsleben immer noch im Prozess des kreativen Lernens. Trotzdem stellt sich bisweilen das

Gefühl ein, dass das Messen von Daten und die Evaluierung aus der Produktwelt bestimmte individuelle Elemente verdrängt haben.

Vor allem das kreative Spielen und freie Teilen von Wissen und Erfahrungen sind weniger vorhanden, wenn nicht ganz verschwunden.

Das Potenzial der offenen Herangehensweise, das Kinder auf ihrem Bildungsweg aufgrund von Professionalisierung und Spezialisierung, möglichen Konkurrenzdenken und Ängsten verlieren, gilt es in Forschung und Lehre zu reaktivieren. In Kursty Growes und Oliver Marlows Studie „Spaces for Innovation“ finden sich Anhaltspunkte, die beiden genannten Modellen eine Koexistenz ermöglichen. Auf der Suche nach inspirierenden und kreativen Arbeitsumgebungen besuchten sie Coworking-Spaces, Unternehmen, Hochschulen, Bibliotheken und Schulen. Nach zahlreichen Interviews und intensiver Recherche entwickelten sie eine Matrix, welche die Zusammenhänge zwischen Produkt/Business, Person und Raum darstellt.

Dabei sind die Verknüpfungen zwischen den Faktoren wichtig, ihre gegenseitige Bedingung schafft neue Potenziale:

- Aus Zusammenarbeit und gemeinsamer Verantwortlichkeit auf persönlicher Ebene werden über Empowerment neue Ideen und Problemlösungen auf der Produktseite generiert.
- Eine gemeinsame kulturelle Wahrnehmung und die individuelle Entwicklung von Talenten und kreativen Identitäten erzeugen neue Geschäftsmodelle und Märkte. Sharing, das Teilen von Wissen und Sinn, sind wesentliche Bestandteile der Gemeinschaft, die in dynamischem und wechselnd intensivem Austausch stehen.
- Hinzu kommt der dazu notwendige Raum, der flexibel und den sich ändernden Bedürfnissen entsprechend von seinen Nutzer*innen eigenverantwortlich gestaltet wird.
- Generell wird Raum als Rahmenbedingung definiert, die neben physischer auch in rein digitaler, emotionaler oder kognitiver Form existieren kann.

Die drei Komponenten Gemeinschaft, Kreativität und Rahmenbedingungen bilden gemeinsam die Basis der Kollaboration, die den „Spaces of Innovation“ und damit möglichen Sonderforschungszonen entspricht. Als weitere Folge der Zusammenhänge zwischen Produkt und Person zeigt sich die Entwicklung neuer Bewertungskriterien: Aus produktiven quantitativen Maßstäben ergibt sich das Potenzial, zusätzlich qualitative Kriterien anzusetzen, aus funktionalen Grundlagen werden über die persönliche Ebene emotionale Erfahrungen.

Zurück in die Grundschule. Dort manifestiert sich der Projekterfolg nicht in einer Schulnote, sondern in einer gemeinsamen Präsentation der Ergebnisse, der konstruierten Roboter, die dann letztendlich doch ganz menschlich über die Bühne holpern. Alles funktioniert irgendwie, alle sind aufgeregt und glücklich, „es“ geschafft zu haben.

Und wenn die Schüler*innen in ihrer „Creative Learning Spiral“ nach oben drehen, einem Wirbelwind gleich mit anderen Antrieb und Inhalte austauschen, kann das ohne Kenntnis der Zusammenhänge schon ziemlich chaotisch aussehen.

Vielleicht ist aber die Energie dieser Erkenntniswirbelstürme das zeitgenössische disruptive Moment oder einfach die Schnittmenge gemeinsamer Erfahrungen. Und vielleicht können daraus Impulse für Lehre und Forschung als Zwischenstufe zwischen Primarstufe und „Real Life“ gezogen werden. ●

Weiterführende Literatur:

- > Mitchel Resnick, *Lifelong Kindergarten*, 2017 MIT Press, Cambridge
- > Kursty Growes/Oliver Marlow, *Spaces for Innovation – The Design and Science of Inspiring Environments*, 2016 Frame Publishers, Amsterdam
- > Eric Ries, *The lean startup*, 2017 Currency International Edition, New York

DAS APPLIKATIONSLABOR FÜR NICHT TECHNISCHE INNOVATION

Eine prototypische Sonderforschungszone



Dr. Jana Hoffmann



Im Studium fehlt es mehr denn je an Gelegenheiten, das erworbene Wissen und neue Fähigkeiten in einem praktischen Kontext unter Beweis zu stellen oder mit der eigenen Arbeit einen **gesellschaftlichen Beitrag** zu leisten. Viele Studierende äußern den Wunsch, reale Probleme und Fragestellungen **mit kreativen Ansätzen und innovativen Methoden** zu lösen.

→ Doch oft mangelt es am Zugang zu praktisch-orientierten Themen und Fragestellungen für Abschlussarbeiten oder eben an geeigneten Praxispartner*innen mit der erforderlichen Infrastruktur und Universitätsnähe. Auf der anderen Seite stellt für Lehrende die Bearbeitung eines Abschlussthemas mit externen Praxispartner*innen einen nicht zu unterschätzenden Mehraufwand in der Betreuung und Koordination dar. Es besteht ein höheres Risiko für Verzögerungen oder gar Abbruch der Arbeit, da sowohl der Ausgang des Forschungsvorhabens als auch der zeitliche Aufwand schwerer abzuschätzen sind. Bei den Praxispartner*innen fehlen vielerorts klar definierte Strukturen, Räumlichkeiten und Zugänge für Studierende sowie die entsprechenden personellen Ressourcen für eine adäquate Betreuung. Für den Erfolg einer extern betreuten Abschlussarbeit sind daher ein klares Erwartungsmanagement

und ein gut abgestimmtes Konzept zwingende Voraussetzungen. Wie kann man den Zugang zu praktischen und gesellschaftsrelevanten Fragestellungen und Themen verbessern und eine verlässliche Umgebung für deren Bearbeitung schaffen, die bereits Studierenden, insbesondere im Kultur- und Kreativbereich, offensteht?

Stellen wir uns vor, ...

... es gibt einen Ort, eine Art Labor oder eine Experimentalumgebung, die es erlaubt, mit Expert*innen einer oder mehrerer Fachdisziplinen und Wirtschaftsunternehmen aus der Kultur- und Kreativwirtschaft unter Einbeziehung der Gesellschaft praktische, gesellschaftliche Frage- und Problemstellungen in einer eigens dafür geschaffenen Umgebung gemeinschaftlich zu bearbeiten. Dabei steht das Experimentelle, das Innovative, das Relevante im Zentrum der Überlegungen.

Es gibt strukturierte Angebote und Formate, die Teilhabe und den Diskurs mit spezifischen Stakeholdergruppen oder der breiten Öffentlichkeit ermöglichen – ganz in Abhängigkeit von der Fragestellung selbst. Eine Umgebung, die den demokratischen und freien Zugang zu Materialien und Wissen bietet, die die Wahl der Untersuchungsmethoden und Werkzeuge den Forschenden überlässt und gleichzeitig den direkten Dialog mit der Gesellschaft möglich macht. Nennen wir diesen Ort eine prototypische Sonderforschungszone oder einfach: *Das Applikationslabor für nicht technische Innovation!*

Wie könnte dieses Applikationslabor aussehen und aus welchen Bausteinen ist es aufgebaut?

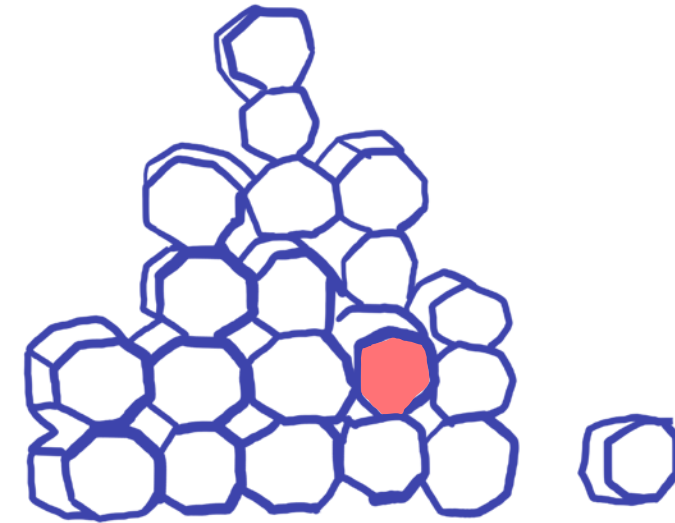
Der **Ort** hat Atmosphäre – historisches Flair oder einen gewissen Wow-Effekt. Er setzt kreative Energien frei, löst vielleicht so etwas wie Ehrfurcht aus, schafft aufgrund der Summe vieler Faktoren einen emotionalen Zugang. Eine optimale Grundlage für jeden Lern- oder eben Lehrprozess!

Wo gibt es diesen Ort für eine Sonderforschungszone jenseits des universitären Rahmens aber mit enger Anknüpfung daran? Eine Zone, die es Lehrenden, Lernenden und Forschenden gleichermaßen erlaubt,

jenseits des universitären Korsetts kreativ und innovativ zu agieren, zu praktizieren, zu experimentieren, erworbenes Wissen auf Relevantes anzuwenden und in die aktuelle Lehre einzubinden.

Insbesondere kulturelle Einrichtungen wie (Forschungs-)Museen aller Fachrichtungen mit ihren wertvollen wissenschaftlichen und historischen Sammlungen und oftmals zentraler, uni-naher Lage vereinen bereits viele der Voraussetzungen für diese Art der Lern- und Forschungsumgebung. Sie können als Themenstifter und als Ermöglichungsinfrastruktur auftreten, da sie neben ihrem eigenen Forschungsauftrag auch einen öffentlichen Auftrag haben und sich der Bewahrung und der freien Verfügbarmachung von Wissen und der damit verbundenen Objekte bereits verpflichtet haben. Die Palette möglicher experimenteller Ansätze und zu bearbeitender Fragestellungen in dieser Sonderforschungszone wird durch den direkten Zugang zur breiten Öffentlichkeit über Ausstellungen, Bildungsprogramme, Bürgerforschung und eigene Transferleistungen sowie die Politik nochmal enorm erweitert.

Welche Fragestellungen und neue Ansätze aus dem Bereich der Kultur- und Kreativindustrie lassen sich wohl auf der Basis des bereits Bekannten sowie des bekannten, aber eben (noch) nicht verfügbaren Wissens verfolgen, welches in wissenschaftlichen Sammlungen oder in Orten wie Museen schlummert? Welchen Beitrag für die Förderung der Kultur- und Kreativwirtschaft



können Museen und ihre Sammlungen als Forschungs- und Ausbildungsumgebung dabei leisten? Und was ist dabei „drin“ für die Museen neben der Erfüllung ihres öffentlichen Auftrages oder der Ausweitung der eigenen Forschungstätigkeiten?

Die allgemeine Forderung an Museen, sich zu wandeln und sich mehr an die gesellschaftlichen Bedürfnisse anzupassen, wird immer vehementer artikuliert. Institutionen, die sich diesen gesellschaftlichen Bedürfnissen öffnen, unterschiedliche Perspektiven zulassen und neue Formen der Zusammenarbeit schaffen, erhalten damit unweigerlich die Relevanz der eigenen Infrastruktur. Sie übernehmen eine wichtige gesellschaftliche und wissenschaftspolitische Rolle, übernehmen eine Transferleistung, mit der sich andere wissenschaftli-

che Institutionen und auch Universitäten bislang oft schwertun. Für Museen spricht ihre Langlebigkeit, ihre Authentizität und ihre relative Unabhängigkeit von einer ausschließlichen Drittmittelförderung.

Die **Protagonist*innen** in diesem Prototyp der Sonderforschungszone sind Menschen mit Lust auf Innovation, neue Ansätze und Lösungen – kreative Lösungen, die auf unserem reichen kulturellen Schatz und dem Wissen darüber beruhen. Sie entwickeln und betreiben die Laborumgebung der Sonderforschungszone unter dem Dach einer Kultur- und Forschungseinrichtung und haben klare Antworten auf die Frage, was der Nutzen dieser Sonderforschungszone für alle Seiten ist. Oft sind diese Personen sowohl in der Wissenschaft als auch in der Wirtschaft tätig (gewesen). Sie kreieren

die erforderlichen Zugänge und schaffen die infrastrukturellen Rahmenbedingungen für die enge Kooperation der Kultur- und Kreativwirtschaft mit dem (Forschungs-)Museum als Praxispartner. Sie werden damit zum „Enabler“ für die gemeinsame Forschung und Lehre und zu charismatischen Botschafter*innen für das Thema Forschung und Lehre für die Kultur und Kreativwirtschaft. Sie regen Forschende aller Disziplinen dazu an, über den „eigenen Tellerrand“ zu schauen und die Möglichkeiten neuer Forschungsansätze, die im Rahmen einer solchen Sonderforschungszone entstehen können, zu reflektieren.

Ein starkes **Expert*innennetzwerk** der verschiedensten Forschungsdisziplinen, oft in enger Anlehnung an die originär wissenschaftlichen Fragestellungen des (Forschungs-)Museums, ermöglicht den direkten Zugang zu Fachwissen und fundierten Interpretationsansätzen für die Bearbeitung fachübergreifender Themen. Die Verbindung dieses fachlich orientierten Expert*innennetzwerks mit einem Pool aus Unternehmer*innen der Kultur- und Kreativbranche vervollständigt das Bild und ermöglicht den Praxis-Check von entwickelten Ideen sowie eine betriebswirtschaftliche Einschätzung von entwickelten Ansätzen. Dies schafft eine Umgebung von gelebter und glaubhafter Interdisziplinarität.

Ein **Partner*innennetzwerk** aus Unternehmerinnen und Unternehmern aus dem Bereich der Kultur- und Kreativwirtschaft, freien Kultur- und Kreativschaffenden, Lehrenden und Forschenden zu und über Kultur und Kreativwirtschaft, aber auch aus den Bereichen der ethnologischen Begleitforschung und der Sozialwissenschaften sowie Interessierte finden sich zum regelmäßigen Austausch und in Ideenschmieden unter dem Dach der Sonderforschungszone zusammen.

Davon profitieren dann insbesondere die Studierenden, knüpfen Kontakte und erhalten wertvolle Impulse.

Die **Formate** der Sonderforschungszone sind vielfältig und werden entlang der Fragestellung und oft in einem iterativen Prozess entwickelt. So gibt es Mentoring-Programme für die Durchführung von Abschlussarbeiten von Studierenden, Weiterbildungsformate und Wettbewerbsprogramme für Kultur- und Kreativschaffende als auch Möglichkeiten zur Produktentwicklung durch Unternehmerinnen und Unternehmer in enger Zusammenarbeit mit dem (Forschungs-)Museum. Die räumliche Umgebung ist so gestaltet, dass sie sowohl offene als auch geschlossene Formate ermöglicht und immer die nötigen Zugänge zu bspw. der wissenschaftlichen



Sammlung, den Expert*innen oder der Öffentlichkeit schafft. Die Formate können sich der gut ausgestatteten digitalen und physischen Experimentierumgebung der Sonderforschungszone bedienen. Zudem gibt es temporär verfügbare Präsentationsmöglichkeiten in Form von Ausstellungsflächen, PR-Kampagnen und Veranstaltungsformaten, die insbesondere für das Arbeiten mit Co-Kreations-Ansätzen oder Demonstrationen für die Öffentlichkeit und die Politik geeignet sind. All dies kann als Service genutzt oder eigenständig weiterentwickelt werden. Ist man visionär, stattet man diese Sonderforschungszone mit einem Single Point of Entry aus. In der Konsequenz bedeutet dies, dass sie für alle frei und öffentlich zugänglich ist, unabhängig von Herkunft, Ausbildungsstand und Disziplin. Dann entsteht ein ganz

besonderer Ort für das Nachdenken und Ausprobieren von neuartigen Lösungsansätzen für die vielschichtigen Probleme unserer Gesellschaft. Man verfolgt einen neuartigen Ansatz zur Co-Kreation, zur Verbindung von Forschung und Lehre sowie zur Teilhabe an der Forschung unter direkter Einbindung und Nutzung unseres kulturellen und historischen Wissensschatzes.

Das sollte man sich mal vorstellen! ▀

UNCONDITIONAL RESEARCH

Andeutungen zur erhofften Eigenart
von Sonderforschungszonen



Jens Badura



vorab

Wodurch wäre eine Sonderforschungszone (SFZ) strukturell gekennzeichnet? Zuallererst durch „*ein bedingungsloses Recht zu fragen*“ (Derrida) – im Zusammenhang selbstbeauftragter Praktiken der Erschließung von Welt. Themen und die Weisen, sie zu thematisieren, sind nicht institutionell vorgegeben und auch nicht durch etablierte Relevanzkriterien zu legitimieren. Was hingegen zählt, ist Vertrauen.

→ Vertrauen darauf, dass interessante Menschen mit interessanten Anliegen interessante Fragen erkunden – und aus Resonanzen zwischen den Akteur*innen interessante Perspektiven entstehen. Aber ebenso bedeutsam ist Lust: Lust auf das, was sich zeigt, wenn man sich auf die Welt einlässt. So verstanden ist die SFZ ein Raum, in dem explorative Weltverhältnisse in Komplizenschaft geraten können.

KKW → CE

Habemus formulam. Die Rede von der „Kultur- und Kreativwirtschaft“ (KKW) hat sich mittlerweile auch im politischen Raum etabliert. Es werden Förderprogramme aufgelegt, kalkulierte Nachweise erbracht, dass die KKW relevante Anteile zur Bruttowertschöpfung beiträgt und irgendwie

auch eine sympathisch dynamische Innovationskraft ins Werk gesetzt wird, wenn „die Kreativen“ unternehmerisch tätig sind. Was böte nun eine SFZ an Möglichkeiten, die hinter der KKW-Formel stehende Gemengelage produktiv anders zu thematisieren, als es im Rahmen der gängigen Debatten heute geschieht? Zu allererst könnte dort vieles gefragt werden, was unter den gut eingestellten Bedingungen voraussetzender Komplexitätsreduktion zum Zweck maximaler Bekömmlichkeit für die entscheidenden Stakeholder ungefragt bleiben muss. Mit ambitionierter explorativer Konsequenz ließe sich in der SFZ überlegen, was genau eigentlich die „Spezifika von Innovationen und Wertschöpfungen kreativer Ökonomien“ oder im fachsprachlichen Anglizismus *creative economies* (ce)

sind. Es würde nicht um Branchen und Teilmärkte sowie deren Eingliederung in das gegebene ökonomische System gemäß der dort als opportun qualifizierten Parameter gehen. Sondern darum, experimentelle Praktiken der Kultivierung des Ökonomischen zu finden, zu erfinden und zu erproben. Die SFZ könnte so zum Labor zur Erforschung des Möglichkeitshorizonts eines *Meaningful Business* werden. *Business* heißt ursprünglich schlicht „sich mit etwas beschäftigen“. Und warum nicht fragen, wie ein Business aussähe, das sich als sinnvolle Beschäftigung verstehen und ebenso sinnvoll in Praktiken des Wirtschaftens überführen lässt?



BEGRIFFSREVISION – EIN FORSCHUNGSANSATZ

Anders gesagt: es geht um die Revision gewohnter Denkmodelle und Konzepte DER Wirtschaft, mit ihren vermeintlich alternativlos gesetzten Gesetzen. Und darum, die Rede von DER Kultur- und Kreativwirtschaft hinsichtlich ihres semantischen Hofes, also den in diesem versammelten Begriffsrepertoire und dessen Begrenztheiten und Denkleitmechanismen zu untersuchen.

Dazu braucht es
erst einmal
Begriffsarbeit.

Triftige Begriffe erlauben es, vermeintlich klare wie offensichtlich verworrene Verhältnisse strukturell fasslich – begreifbar – zu machen und ggf. Umdenkbedarf zu erheben. Im Begriffsdossier „Nicht-technische Innovation“ wurde dies mit dem Innovationsbegriff begonnen. Im nächsten Schritt soll das mit Blick auf den Begriff der „Wertschöpfung“ geschehen. Warum aber soll es lohnen, den so geläufig wie klar definierten Wertschöpfungsbegriff in die Mangel zu nehmen? Hintergrund dafür ist, dass in der Debatte um die Kultur- und Kreativwirtschaft der Begriff der Wertschöpfung verschoben wird – von einem quantitativen zu einem qualitativen Wertbegriff. Anders gesagt: Die ökonomische Praxis wird nicht mehr allein gemäß dem Modell der Wertbemessung im etablierten ökonomischen Denkstil – wie etwa in Form



von Kapitalwerten – vorgenommen, sondern es wird ein branchentypisches Anliegen der verstärkten Orientierung an qualitativen Werten – wie moralischen oder ästhetischen – behauptet.

Hier ist also ein Narrativ am Werk, das die Wertschöpfung der Kultur- und Kreativwirtschaft als eine gegenüber der „normalen“ Wirtschaft stehende Mehrwertschöpfung ansieht. Kurz: es geht um Wert(e) schöpfungen. Genannt werden dann u. a. von moralischen Werten getriebene Anliegen, wie der Wunsch nach gesellschaftlicher Relevanz, die dem Streben nach monetärem Verdienst mehr oder weniger ebenbürtig an die Seite gestellt werden. Auch Themen wie eine bekömmliche Organisation von Work-Life-Strukturen, damit verbundene Modelle der Stadtentwicklung usw. wer-

den in den einschlägigen Kreativmilieus und deren Selbstverständnismarkierungen im unternehmerischen Reservoir der Anliegen verbucht. Ist diese auf den ersten Blick ja sehr charmante Umwertung der Wertschöpfung aber auch bei genauerer Hinsicht überzeugend – oder eher ein reputationsstrategischer Move bzw. eine trendgetragene Distinktionspraxis? Etwas zugespitzt gefragt: Nach welchen faktischen Kriterien wird das Verhältnis von monetärem und gesellschaftlichem Verdienst bewertet?

WEGLEITUNGEN, NÜCHTERN VERMESSEN

Startpunkt der anvisierten Forschungsarbeit ist die Erstellung einer Auslegeordnung zu unterschiedlichen Verständnissen des Wertbegriffs und damit verbundenen Wertedimensionen und -konflikten. Hier dienen als zentrale Quellen unterschiedliche philosophische Ansätze, wie sie u. a. im Rahmen der Axiologie entwickelt wurden. Zum anderen werden auch unterschiedliche Verwendungsweisen des Wertbegriffs in der Ökonomie einbezogen, dabei u. a. die Tradition der klassischen Nationalökonomie Smith'scher Prägung, wo moralische und ökonomische Wertsphären verschränkt gedacht werden.

Mit diesem Instrumentarium soll dann zunächst die zeitgenössische Selbst- und Fremdbeschreibung von Wertschöpfungsqualitäten im unternehmerischen und politischen Diskurs zur *Kultur- und Kreativwirtschaft* untersucht werden, u. a. entlang folgender Fragestellungen: Welche Wertbegriffe werden von den unterschiedlichen Stakeholdern verwendet, welche explizit und implizit wertgetriebenen Anliegen ins Feld geführt und wie (auch: wie überzeugend) werden auf dieser Ebene Abgrenzungen zur „Mainstream“-Wirtschaft markiert? Als konzeptueller Resonanzraum dieser Sammlung und Sortierung von Wert(e)schöpfungsnarrativen dient der Forschungsdiskurs der *creative economies*, wo bereits ein Mapping entsprechender Werthaltungen von Akteur*innen bzw. der Wertimplikationen ihrer

unternehmerischen Strategien erfolgt ist. Vor diesem Hintergrund soll schließlich ein Begriffsbaukasten entstehen, der – mit Blick auf das oben angesprochene Experimentieren mit neuen Kulturen des Ökonomischen im Zusammenhang der *creative economies* – die Verhandlung von Wertverständnissen und den damit verbundenen Ansprüchen auf Anerkennung eines möglichen Mehrwerts schärft bzw. die spezifischen Qualitäten eines behaupteten Mehrwerts anschaulich beschreibt und kategorisiert.

—

Dies auch, um
eine tiefenscharfe
Kommunikation im
Dreieck von
Unternehmenden,
Politik und Forschung
zu befördern.

ABER WARUM?

Anlass für das skizzierte Forschungsvorhaben ist die oft formulierte These, dass im Zuge der Etablierung des Diskurses zur Kultur- und Kreativwirtschaft eine Dynamik der Neuformatierung unternehmerischer Selbstverständnisse in Gang kam. Dabei ist allerdings vieles unklar bzw. bloße Behauptung – sowohl hinsichtlich der Frage, worin genau diese Dynamik besteht als auch welche Konsequenzen sie mit Blick auf konkrete unternehmerische Strategien und



deren Impact auf den sozioökonomischen Kontext zeitigt. Wenn gezeigt werden kann, dass es hier wirklich ein signifikantes transformatives Potenzial gibt, das gesellschaftlich relevante Mehrwerte generiert und produktiv auf die Lebensdienlichkeit des Wirtschaftssystems im Lichte zeitgenössischer Herausforderungen einwirkt, wäre das sicher das stärkste Argument für eine gezielte Förderung und Etablierung der *Creative Economies* als Modell für zukunftsorientiertes Unternehmer*innentum. Um dies aber zeigen zu können, braucht es geeignete Vokabulare und experimentelle Settings zur Entwicklung und Erprobung sowie begleitende Analyse entsprechender Formate, Prozesse und Effekte – auch, um nach und nach sachangemessene Kriterien zur Messung und Bewertung konkreter unternehmerischer Ansätze zu haben. Das

Stichwort „Messbarkeit“ ist hier zwar mit gebotener Skepsis ins Spiel zu bringen, wird man doch vor allem qualitative Parameter benötigen, deren Operationalisierbarkeit immer eine Herausforderung darstellt. Doch genau diese Herausforderung gilt es anzunehmen und ergebnisoffen zu fragen, was es heißen könnte, einen nicht monetären Mehrwert so zu messen, dass seine spezifische Werthaltigkeit nicht aus dem Blick gerät – hier ist durchaus Mut gefragt, sich auch an den Rändern der gängigen Methodenverständnisse zu bewegen.

Und das führt zurück zum Anfang und die erhofften Eigenarten der SFZ: genau solche *terrains vagues* zu betreten und dabei das Fachwissen gleichgesinnter Kompliz*innen zu verschalten – das wäre es doch. ▲

SINNÖKONOMISCHE KARTOGRAFIE

Ein Aufruf zur Vermessung unserer Wertschöpfung
nach vielfältigen Maßstäben



Prof. Dr. Bernd Ankenbrand



Wertschöpfung tritt in vielen Variationen in Erscheinung. Die bunte Fülle allein des Begriffsverständnisses offenbarte sich zuletzt auch im Trendradar V des Kompetenzzentrums Kultur- und Kreativwirtschaft. Doch zugleich tun wir uns aus ökonomischer Sicht schwer, diese Vielfalt zu begreifen.

→ In Geldeinheiten zu erfassen und zu rechnen, stellt den dominanten Gradmesser dar. Vor dem Hintergrund der aktuellen gesellschaftlichen Neuverhandlung relevanter Maßstäbe und der unter anderem durch Digitalisierung, Künstliche Intelligenz und alternative Arbeitsformen neu entstandenen Wertschöpfungsketten greift die traditionelle, nur binäre Vermessung und Entlohnung von Wertschöpfung in Geldeinheiten in schmerzlicher, selbstbeschränkender Weise viel zu kurz. Neue Messmethoden und Vergütungsmodelle stehen jedoch durch regulatorische Rahmenbedingungen wie auch tradierte Bewertungsmuster vor großen, lähmenden Hürden. In Sonderforschungszonen können Experimentierräume nicht nur für technische, sondern auch für finanzwirtschaftliche Innovationen geschaffen werden. Unter realen, komplexen, wechselseitig sich beeinflussenden Bedingungen könnten umfassendere Methoden der Messung und

Entlohnung von Wertschöpfung erprobt werden. Und diese sind dringend notwendig! Denn während meiner Forschungen zu „Warum ist etwas wertvoll?“ (Einblicke dazu auf <http://berndankenbrand.de/blog/>) durfte ich im Laufe der letzten Jahre viele vermögende Menschen beobachten und vielfach offenbarte sich eine schmerzliche Enttäuschung angesichts der Eindimensionalität des Werteverständnisses vieler Wirtschaftsakteur*innen. Positiv formuliert: In den ethnografischen Interviews und Feldbeobachtungen zu „meaningful wealth“ sah ich eine hungrige Sehnsucht nach einer sowohl umfassenderen wie differenzierteren Vermessung von Wertschöpfung. Vermögen formt sich jenseits von Reichtum; es vermag etwas Sinnvolles. Doch in ihren Bemühungen, sinnvolles Vermögen aufzubauen bzw. zu erhalten, erlebten meine Interviewpartner*innen und viele andere Menschen oft Missverständnisse. Beeindruckend quantifiziert

wurden diese unterschiedlichen Perspektiven indirekt in der Studie „Das Schweizer Banking der Zukunft“ von Pascal Bersier. Auf die Frage „Welchen Servicelevel bietet Ihre Vermögensverwaltung heute an?“ antworteten 50 % der Führungskräfte aus dem Schweizer Private Banking, dass sie ihren Kund*innen eine Rundumbetreuung anbieten. Und auch noch 43 % der Berater*innen gingen von einer Rundumbetreuung für ihre Kund*innen aus. Doch als man die gleiche Frage den Kund*innen stellte, sahen dies 0 % von ihnen so. Die angebotenen Dienstleistungen waren transparent und bekannt. Aber während diese aus Sicht der Führungskräfte und Berater*innen das gesamte Vermögen rundum betreuten, deckten sie aus Kund*innensicht nur einen Teil ihres Vermögens ab. Vermögen umfasst im Auge der Kund*innen also viel mehr als Führungskräfte und Berater*innen des Schweizer Private Banking erahnten.

So leicht es nun wäre, in ein „Banker-Bashing“ zu verfallen, so ungemein erkenntnisreicher ist es, die eigene Sicht zu hinterfragen; auch bzw. gerade, weil es ein ent-täuschender Prozess sein kann – ein Weg, der die eigenen Täuschungen aufhebt. Schnell wird in jeder Wertsuche klar, dass der Wert nicht im Objekt liegt. Ob etwas wertvoll oder wertlos ist, hängt davon ab, welche Maßstäbe ich anlege. Wenn ich also mein Vermögen erfassen möchte, dann sollte ich mich zunächst fragen, wie erkenne ich eigentlich, dass mein Vermögen sinnvoll ist? Anhand welcher Maßstäbe messe ich für mich sinnvoll? In anderen

Worten: In welcher Währung berechne ich den Sinn meines Vermögens?

Während wir vorbehaltlos akzeptieren, in Berlin unseren Döner in Euro zu zahlen, in New York den Hotdog in Dollar und in London die Fish & Chips in Britischen Pfund – also eine bunte, parallele Vielfalt von Währungen im Alltag bereits anerkennen –, könnten wir doch das für uns sinnvolle Vermögen unmittelbar in den Einheiten messen, die uns wirklich, wirklich wichtig sind: von A wie Anerkennung und Ästhetik bis zu Z wie Zufriedenheit. Und dazwischen liegen Begeisterung, Ehrlichkeit, Freiheit, Fürsorge, Mut, Lebensfreude, ... Unabhängigkeit oder Verbundenheit. Rechnen wir in neuen Währungen! Vermögen nur im binären Maßstab Geld zu messen, kommt einem Weltbild in Schwarz-Weiß gleich. Bringen wir mit neuen Währungen endlich Farbe ins Spiel. Den Leitspruch der Aufklärung „sapere aude“ – Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! – weiterdenkend, dürfen wir uns zurufen „metiri aude“ – Habe Mut, in deinen eigenen Maßstäben zu messen! Hierfür müssen wir notwendigerweise zunächst die eigenen Währungen, die eigenen mir wirklich, wirklich wichtigen Werte erkennen. Zwar sind Werte der grundlegenden Orientierungsmaßstab sowohl unseres Urteilens wie auch Handelns und erfüllen eine wichtige sinnstiftende Funktion, doch sind sie zunächst – in Anlehnung an das Modell der Kulturzwiebel von Geert Hofstede – oft unreflektiert unter mehreren Schichten verborgen. Wir müssen also zunächst die darüberliegenden Schichten –

die Rituale, Helden und Symbole – durchdringen, um auf unsere Werte zu stoßen; diese nicht in der Natur auffindbaren, sondern biografisch geprägten, von Rollen und Kontexten abhängigen immer wieder neu ausbalancierten Konstrukte. Ein mühsamer, aber erfüllender Weg; insbesondere, wenn er nicht nur gelegentlich, sondern täglich beschritten wird.

Wir dürfen und müssen vermessender sein!

Reflektieren wir also regelmäßig unsere Handlungen, Symbole, Helden und Rituale, um zu unseren sinnstiftenden Werten vorzudringen – nicht nur ein kognitiver, sondern auch emotionaler Prozess. Auf Basis dieser Selbsterkenntnis können wir mit dieser größeren Vielfalt relevanter Maßstäbe präzisere und umfassendere Karten unserer Wertschöpfung und unseres Vermögens zeichnen. Statt eindimensional nur in Geldeinheiten zu messen, können wir eine beeindruckende Fülle erkennen – doch eben nur, wenn wir mutig eine Fülle an Gradmessern akzeptieren. So erhalten wir jenseits eines traditionellen „One-size-fits-all-Mindset“ einen viel wertvolleren, individuell sinnvollen „Hypercustomized Value“. Dies führt keineswegs – wie gelegentlich befürchtet – zu einer Beliebigkeit, sondern vielmehr zu deren Schärfung im wechselseitigen Verrechnen des Wertes unserer Werte. In den notwendigerweise sich ergebenden Abwägungen – den Wechselkursen

unserer Werte – erfahren diese Präzisierung und Einordnung. Und zugleich werden durch diesen verzahnten Währungspluralismus Perversionen von monokulturartiger Anwendung einzelner Maßstäbe aufgedeckt. Kommt z. B. nur der Gradmesser „Profit“ zum Einsatz, kann Gier überhaupt nicht erkannt werden. Erst mit zusätzlicher Anwendung der Richtschnur Fairness zeichnet sich diese auf unseren Karten ab. Neue Maßstäbe zeigen uns – eventuell bereits überschrittene – Grenzen auf.

So wie Alexander von Humboldt mit seinen mutigen Forschungsreisen Horizonte nachhaltig erweiterte und faszinierende Einblicke in die reichhaltige Vielfalt der Natur ermöglichte, benötigen wir nun frische Expeditionen, um die unter Symbolen, Heldengeschichten und Ritualen zwar immer vorhandenen, aber verborgenen Werte aufzudecken. Für eine bessere, differenziertere Orientierung in der aktuellen und in zukünftigen Wirtschaftsepochen ist daher eine neue Kartografie gefordert, die Wertschöpfung nach vielfältigen Maßstäben vermisst und individuelle sinnökonomische Weltkarten zeichnet. Darauf aufbauend können wir in Experimentierräumen – den Sonderforschungszonen – mit dieser Währungsvielfalt den Sinn unseres Vermögens und Wirkens besser kommunizieren und differenzierter, ohne Umwege, sinnvolle Werte schöpfen. ✖



SUMMER ACADEMY FOR ADVANCED STUDIES IN CULTURE AND CREATIVE INDUSTRIES

Oder: Zeit & Diskurs als kostbarste
Ressource für Forschung und Lehre

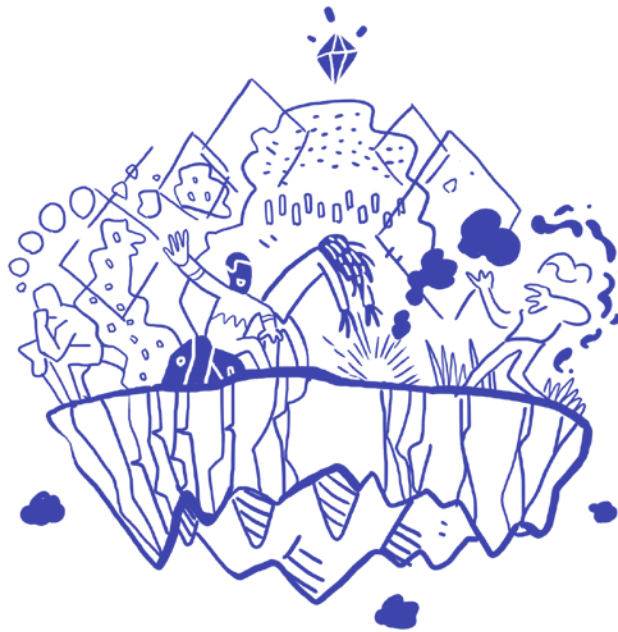


Prof. Dr. Martin Zierold

„**Man müsste mal ...**“, dieser Satz wird in den Büros, Besprechungsräumen und Kaffeeküchen von Hochschulen nicht seltener ausgesprochen als in anderen Organisationen. Er ist in der Regel die Vorstufe zu der oft Peer Steinbrück zugeschriebenen Formel, „Hätte, hätte, Fahrradkette“. Wann immer es gilt, etwas Wichtiges zu tun, das jedoch nicht getan wird, lässt sich solange „man müsste mal ...“ sagen, bis es zu spät ist – wodurch „man müsste mal“ in „ach, hätten wir doch ...“ umschlägt und das steinbrücksche Axiom der Vergeblichkeit aller schlaumeierischen Ratschläge im Nachhinein greift.

→ Nun gibt es in jeder Organisation viele unterschiedliche Gründe, warum aus der Erkenntnis der Wichtigkeit einer Tätigkeit oder eines Themas oftmals keinerlei oder jedenfalls keine hinreichenden Aktivitäten folgen. Die – nicht nur, aber auch in der Wissenschaft – wohl am häufigsten genannten lauten: „keine Zeit“ und „kein Geld“. Es wäre einen eigenen Essay wert, diese vorgeblichen Gründe kritisch zu hinterfragen. Sicherlich ist es ein Leichtes, Beispiele für strategische Versäumnisse in der Wissenschaft zu finden, wo durchaus Geld und Zeit vorhanden waren, diese jedoch schlicht an der falschen Stelle eingesetzt wurden, kurz: die Prioritäten falsch gesetzt wurden. Allerdings sind

Wissenschaftler*innen gerade auch im ersten Drittel ihrer Karriere vielfach nur sehr begrenzt in der Lage, über zeitliche und finanzielle Ressourcen frei zu entscheiden: unter dem Druck von befristeten Verträgen einerseits und zunehmend standardisierten und vorstrukturierten Studien- und Forschungsprojekten andererseits mühen sie sich redlich, ihre Lebensläufe und Publikationslisten soweit gemäß externer Erwartungen zu optimieren, dass der nächste Vertrag in Reichweite und die Hoffnung auf eine unbefristete Stelle lebendig bleibt. Die Prioritäten werden in diesen Fällen also gar nicht von denen gesetzt, die in Forschung und Lehre aktiv sind. Freiräume für außergewöhnliche Projekte, mutige Vorhaben,



die auch krachend scheitern können, Lehr- oder Forschungsinitiativen, die nicht in die Raster der etablierten Disziplinen passen, bestehen in diesen Kontexten kaum. Und auch wenn man meinen könnte, dass frisch berufene Professor*innen vom Druck der Befristungen befreit ihre neu gewonnene Freiheit auskosten und wilde Ideen, denen sie sich vorher nicht widmen konnten, in die Tat umsetzen würden, geschieht dies erschreckend selten: Zielvereinbarungen müssen erfüllt werden, die eigene (nun professorale) Position im Fachbereich und der Fach-Community muss ausgebaut werden usw. Kurzum: es gibt weiter viele gute (und schlechte) Gründe, auf den etablierten Pfaden zu wandeln – selbst wenn man immer wieder in Kaffeepausen von Konferenzen wilden Träumen nachhängt: „Man müsste mal ...“.

Kein Zweifel – diese Kritik ist zugespitzt und in vielen Fällen unberechtigt und auch ungerecht. Sie ist nicht polemisch-denunziatorisch gemeint, sondern soll illustrieren, wie groß der Bedarf für Orte ist, in denen Freiräume geschaffen werden, die im Alltagsbetrieb der Wissenschaft zu kurz kommen. Dies gilt nicht zuletzt für Projekte in Forschung und Lehre, die Themen bearbeiten, die sich (noch) nicht etablierten Disziplinen zurechnen lassen. Und dazu gehören auch die Themen der Kultur- und Kreativwirtschaft.

Angesichts dieses verkürzten und zugespitzten Problemaufrisses lässt sich nun wiederum ein „Man müsste mal“ anstimmen: Man müsste solche Freiräume stärken, man müsste mehr Zeit auch für eine Forschung ermöglichen, die sich nicht

schon in etablierten Bahnen bewegt, man müsste Lehrprojekte fördern, die inhaltlich und didaktisch wirklich Neues wagen, man müsste das Scheitern von (ambitionierten, mutigen) Projekten viel stärker als Erkenntnisgewinn honorieren, man müsste Orte des Austauschs etablieren, an denen über Disziplinen hinweg zu Fragen der Kultur- und Kreativwirtschaft diskutiert wird usw. usf.

Um aber nicht beim „Man müsste mal“ stehen zu bleiben, soll hier ein konkreter Vorschlag skizziert werden, dessen Umsetzung realistisch erscheint: die Gründung einer „Summer Academy for Advanced Studies in Culture and Creative Industries“ (einen adretteren Name gilt es dabei noch zu finden). Diese Initiative wurde von zwei existierenden Formaten angeregt, die

wissenschaftliche Freiräume bieten, sich jedoch sowohl inhaltlich als auch strukturell nicht – oder nicht in erster Linie – an Wissenschaftler*innen richten, die sich mit Kultur- und Kreativwirtschaft befassen. Eine Anregung bildeten dabei die Sommerakademien, wie die der Studienstiftung des deutschen Volkes und anderer Organisationen, deren Kernidee darin besteht, hoch qualifizierte und motivierte junge Wissenschaftler*innen zwei Wochen lang an mehr oder weniger abgelegenen Orten zu versammeln, wo sie intensiv und fernab der Alltagsroutinen des Hochschulbetriebs an vorab definierten Themen arbeiten. Ein zweites Vorbild stellen die Fellowship-Programme vieler Centers for Advanced Study dar, die ihren Gast-Fellows meist für ein oder zwei Semester luxuriöse Forschungsbedingungen mit nur minimalen

Verpflichtungen bieten. Diesen beiden Formaten ist gemein, dass sie den Alltagsbetrieb der Wissenschaft für die Teilnehmenden gleichsam aussetzen und einen Rahmen schaffen, in dem die tiefe inhaltliche Auseinandersetzung mit einem Thema wie auch der freie Austausch mit anderen Kolleg*innen in den Mittelpunkt rückt. Sie richten sich jedoch entweder hauptsächlich an Studierende bzw. Promovierende (Summer Schools) oder an etablierte, meist recht seniorige Professor*innen aus den traditionsreichen wissenschaftlichen Disziplinen (Centers for Advanced Study).

Die hier vorgeschlagene Summer Academy for Advanced Studies in Culture and Creative Industries soll einen ähnlichen Freiraum schaffen, dabei jedoch ausdrücklich offen für Wissenschaftler*innen aller Karrierestufen und Statusgruppen sein und thematisch auf die Kultur- und Kreativwirtschaft fokussieren. Um attraktiv zu sein, muss eine solche Summer Academy verschiedene Faktoren berücksichtigen:

- **Dauer:** Sie muss lang genug sein, um eine vertiefte Auseinandersetzung zu erlauben. Als Mindestdauer erscheinen 14 Tage plausibel, reizvoll können auch Residenzformate von 2-6 Monaten sein, insbesondere wenn für diese Phase Vertretungen an den Heimatinstitutionen finanziert werden können.

- **Ort:** Der Ort sollte Konzentration und Fokussierung fördern, zugleich auch Inspiration bieten und über die notwendigen Forschungsinfrastrukturen verfügen.

- **Format:** Eine Balance aus wirklichen Freiräumen für individuelle Forschungsaktivitäten und konzeptioneller Arbeit an Lehrprojekten sowie Formaten des Austauschs und der Ko-Kreation ist anzustreben.

- **Prestige:** Da die inter- und transdisziplinäre Arbeit in Sonntagsreden zwar stets begrüßt wird, faktisch jedoch oft einen Karrierekiller für junge Wissenschaftler*innen gerade in den Geistes- und Sozialwissenschaften darstellt, muss die Summer Academy mit hohem Prestige ausgestattet werden. Dies kann bspw. über einen hochkarätig besetzten Beirat, eine besonders attraktive Ressourcenausstattung, gut sichtbare Publikationsformate usw. gefördert werden.

Zum jetzigen Zeitpunkt
handelt es sich bei
der Summer Academy
for Advanced Studies in
Culture and Creative
Industries lediglich um
eine erste Idee.

Eine weitere Ausarbeitung ist fraglos notwendig, zu der auch eine vertiefte Recherche über Best Practices und Modelle aus dem Feld von Sommerakademien, Fellowship- und Residenzprogrammen u. ä. gehören würde. Ich bin überzeugt: Man müsste mal ... Werden wir? ▲



SONDER_FORSCHUNGS_ZONE DER NEUEN DENK-VERSCHALTUNGEN



Dr. Anna Luise Kiss



Da ich in Berlin lebe, komme ich nicht umhin, den Begriff **Sonderforschungszone mit einer anderen „Zone“ zu assoziieren**, die wir längst hinter uns gelassen haben.¹ In diesem Kontext erscheint eine Sonderforschungszone zunächst befremdlich.

→ Sie kommt als etwas Abgeschlossenes daher, als ein Territorium, für das ein gesonderter Status reklamiert wird. Zu dem nur ausgewählte Personen und Ideen Zugang haben und woraus nur wenig nach außen dringen darf. Also ein assoziativer Konnex, der auf den ersten Blick dem produktiven Denken und der Entwicklung von Ideen für eine Sonderforschungszone innerhalb der Kultur- und Kreativwirtschaft entgegenzustehen scheint. Schließlich ist mit dieser der Anspruch auf Offenheit, Austausch, Diversität, Kooperation und Kollaboration geradezu inhärent verbunden. Bereits auf den zweiten Blick erweist sich der geschichtssemantische Anteil des Begriffs „Zone“ jedoch durchaus als Denkanlass und Ausgangspunkt für die Entwicklung einer Sonderforschungszone, in der Wissenschaftler*innen, Künstler*innen, Kreative und Kulturschaffende neue Ansätze für Forschung und Lehre entwickeln und umsetzen. Eine Rückschau auf die historisch vergangene DDR-„Zone“ zeigt nämlich auf,

dass dort bereits Modelle von Sonderforschungszonen existierten, in denen neue Verfahren der kreativen, künstlerischen und interdisziplinären Zusammenarbeit erprobt wurden sowie Ansätze künstlerischer Forschung entstanden.² Ein Beispiel hierfür ist die Gruppe „Lücke-TPT“ aus Dresden, die 1971 von autodidaktischen Malern gegründet wurde. Ihr Sonderstatus war keiner, der proklamiert werden musste, sondern der der Gruppe durch ihr alltägliches künstlerisches Schaffen, jenseits der kulturpolitischen Vorgaben, zuwuchs.

Die Gruppe „Lücke-TPT“ etablierte einen „offene[n] Aktionsraum“, an dem Künstler*innen und Laien partizipieren konnten.³ Den inneren Kreis bildeten die Maler A. R. Penck, Wolfgang Opitz, Harald Gallasch und Steffen Terk. Sie erprobten Formen der kollektiven Kunstproduktion, die mit einem „Wandertag[...]“ begannen.⁴ Das hieß üblicherweise, irgendwo gemeinsam hinzugehen, zu baden, etwas zu entdecken,

intensiv zu diskutieren und die gewonnenen Erkenntnisse und Erfahrungen in einer gemeinsamen Werkproduktion zu finalisieren. Auf diese Weise ist u. a. eine Serie von „Gemeinschaftsbildern“ geschaffen worden, die an einem Tag aus einer kooperativ bearbeiteten Fläche, an einem anderen aus zusammengesetzten Segmenten bestanden, die jeweils von einem einzelnen Künstler bearbeitet wurden.⁵ Es galt das Prinzip: „Jedes einzelne der ‚Lücke‘-Bilder war fertig, wenn nach dem Einsatz gegensätzlicher Energien, ‚Besetzungen‘, Widerständen, Raum-Erschließungen auch der letzte [...] [der beteiligten Künstler] sagte: Ich möchte nichts mehr daran machen.“⁶ Über das malerische Schaffen hinaus nutzte die Gruppe die „kooperative[n] Disposition[en]“ des Films, des Klangs, der Musik, des Wortes sowie der Performance als Impulsgeber für einen Austausch jenseits der Sprache, aber immer im Spannungsverhältnis des individuellen Beitrags und der gemeinsamen Produktion.⁷

„TPT“ stand für „Team-Psychologie-Technologie“⁸ und gab dem methodischen Unterbau des „Forschungsunternehmens“⁹ seinen Namen – „Lücke“ spielte auf die Künstlergruppe „Brücke“, Anfang des 20. Jahrhunderts ebenfalls in Dresden entstanden, an. Die Adaption des Namens wollte ironisch auf die eigene Positionierung in der Kunstgeschichte verweisen und kritisierte zugleich die existenziellen Defizite, die viele Künstler*innen und Kreativschaffende in der DDR in ihrem erzwungenen „Außenseitertum“ empfanden, bis hin zu

den Repressalien, denen auch „Lücke-TPT“ ausgesetzt war und die 1976 zur Auflösung der Gruppe beitrugen.¹⁰

Nimmt man das Prinzip „Lücke-TPT“ heute in den Blick, lassen sich vielfältige Denk- und Handlungsansätze entdecken, die geeignet sind, die Idee einer Co-Kreation und Umsetzung von neuen kreativen Technologien, einer gemeinsamen Produktion von Werken sowie eines kollaborativen Experimentierens, Forschens, Konstruierens von Prototypen zu stärken und so dazu beizutragen, innovative Formate zu befördern und bestehende G(attungsg)renzen hinter sich zu lassen. Dazu gehört auch, die von „Lücke-TPT“ praktizierte ironische Distanz gegenüber dem individuellen akademischen Forschungs- und Lehrhabitus zu adaptieren,¹¹ sowie in der Konsequenz die hypertrophe Forderung nach einer Sonderforschungszone selbst.

Die „Lücke“ im Namen der Dresdner Künstlergruppe eignet sich aber ebenso als Synonym für den eigenen Anspruch in der Gegenwart: Das bewusste Zulassen von Lücken () in der **Sonder_forschungs_zone** verhindert Stillstand, Hermetik und Elitismus und fördert die permanente Transformation von Menschen und Ideen. Der Sonderstatus würde also einen dauerhaft unfertigen, jederzeit zugänglichen und umfassend nutzbaren Raum konstituieren und garantieren, der die Statik, Vollständigkeit und Abgeschlossenheit etablierter Intuitionen überwindet, formbar und flexibel bleibt und sich stetig selbst erneuert und in dem

neue Modelle und Methoden entwickelt und zur Anwendung gebracht werden. Ein Prinzip, dass das Credo von „Lücke-TPT“, einen „unordentliche[n] Kosmos“¹² herzustellen, aufgreift und dessen Umsetzung mit gemeinsamen Wanderungen durch Landschaften und Intuitionen beginnt und unter Anwendung neuer Technologien im Schaffen gemeinsamer Werke mündet. Gegensätzliche Energien und „Besetzungen“ werden dabei zugelassen, Widerstand gesucht, fremde und bekannte Räume vereinnahmt – bis alle Beteiligten der Ansicht sind, dass ein vorläufiges Ergebnis erzielt wurde. Die Werke, die aus der Sonder_for-

schungs_zone hervorgehen, sollten einem der „Gemeinschaftsbilder“ von „Lücke-TPT“ gleichen: Es trägt den Titel „Gehirn“, wurde 1972 gemalt und stellt, nach meiner Interpretation, in einer Kombination aus geordneten Punkten (Nervenzellen?), verbindenden schwarzen Linien (Synapsen?) sowie darüber- und dazwischenliegenden Pfeilen, Farbklecksen und Tupfern das Phänomen der neuronalen Plastizität dar. Die Ergebnisse der Sonder_forschungs_zone sind zugleich Ergebnis und Darstellung neuer Denk-Verschaltungen. ■

1 // Die Bezeichnung „Zone“ für die DDR habe ich selbst nie verwendet, kenne jedoch den, meist pejorativ verwendeten, Begriff. Dieser leitet sich aus der Nachkriegsordnung ab 1945 her, als das „Deutsche Reich“ durch die Alliierten in vier territorial abgegrenzte Verwaltungseinheiten gegliedert wurde: die amerikanische, die britische, die französische und die sowjetische Besatzungszone. Mit der Gründung der beiden deutschen Staaten (1949) wurde aus den Westzonen die Bundesrepublik Deutschland und aus der sowjetischen Besatzungszone die Deutsche Demokratische Republik. Mit dem Entstehen der westdeutschen Bundesländer verlor der Zonen-Begriff an Bedeutung, nicht aber jener in der Bundesrepublik für die DDR (und auch in ihr) gebrauchte Terminus, der sich aus der ursprünglichen Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) über Sowjetzone, Ostzone bis zur Kurzform Zone transformierte. Mit der Entspannungspolitik der 1970er-Jahre verschwand der Zonen-Begriff zumindest aus dem offiziellen Sprachgebrauch der Bundesrepublik und entwickelte sich zu einem, wenn man so will, Aperçu der deutschen Geschichte des 20. Jahrhundert. Inzwischen wird „Zone“ außerhalb von wissenschaftlichen Kontexten eher historisch-ironisch gebraucht.

2 // Einen Überblick und historische Einordnung hierzu liefert Jacoby, Petra: Kollektivierung der Phantasie? Künstlergruppen in der DDR zwischen Vereinnahmung und Erfindungsgabe, Bielefeld: Transcript, 2007.

3 // Koeplin, Dieter: Kooperative Malaktion, in: Gallwitz, Klaus/Ders./Schmidt, Werner (Hg.): Lücke-TPT. Harald

Gallasch, Wolfgang Opitz, A. R. Penck, Terk. Gemeinschaftsbilder. Dresden 1971–1976, Frankfurt am Main: Städtische Galerie im Städel, 1992, S. 7–10, hier S. 10. Vgl. auch „Kollektive Kunst ist maximale Kommunikation“. Interview mit den ehemaligen Mitgliedern der Künstlergruppe „Lücke-TPT“ in Frankfurt am 21. Januar 1992, in: Gallwitz/Koeplin/Schmidt (Hg.): Lücke-TPT, S. 19–42, hier S. 27.

4 // Ebd., S. 19.

5 // Vgl. Jacoby: Kollektivierung der Phantasie?, S. 53.

6 // Koeplin: Kooperative Malaktion, hier S. 9 [Ergänzung der Autorin].

7 // Ebd.

8 // Ebd.

9 // Gallwitz, Klaus: 13 Grad 45 Minuten östlich von Greenwich, in: Ders./Koeplin/Schmidt (Hg.): Lücke-TPT, S. 11–12, hier S. 11.

10 // Schmidt, Werner: „UNTERGRUNDLÜCKE“, in: Gallwitz/Koeplin/Ders. (Hg.): Lücke-TPT, S. 15–17, hier S. 15 f.

11 // A. R. Penck setzte sich kritisch mit dem Habitus der Spezialist*innen auseinander und deren Mühe sich als kooperative Individuen einzubringen (vgl. Koeplin: Kooperative Malaktion, hier S. 8).

12 // Gallwitz: 13 Grad 45 Minuten östlich von Greenwich, hier S. 11.

AUSBLICK: UNDER CONSTRUCTION

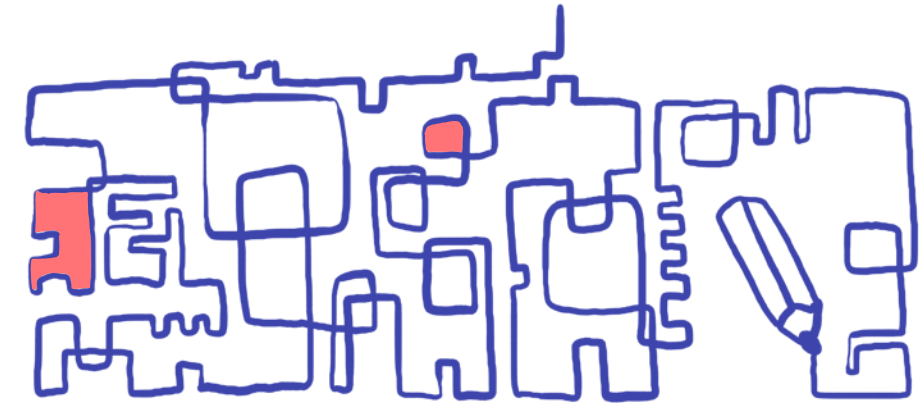
Architekt*innen einer neuen Forschung und Lehre

„Die Skizze sagt uns oft mehr als das ausgeführte Kunstwerk, weil sie uns zum*zur Mitarbeiter*in macht.“

Marie von Ebner-Eschenbach, österreichische Schriftstellerin

Eine Reise geht zu Ende. Nach einem mentalen Hürdenlauf durch das Terrain der Sonderforschungszone, befinden wir uns nun am Ende dieser. Vor uns der Ausgang zur Realität, hinter uns die mäandernde Zone mit ihren facettenreichen Ideenskizzen. Wir haben gefrackte Kartoffeln ausgegraben, waren in einer Advanced Summer School für Professor*innen, haben uns durch iterative Erkenntniswirbelstürme gekämpft, sind durch ein System von individualisierten Mikroabschlüssen geleitet worden, haben in transformierenden Lücken neue Denkverschaltungen initiiert, sind über sinnökonomisch-kartografierte Steilküsten gewandert und haben die Welt der SFZ nach völlig neuen Maßstäben vermessen. Die Ideenskizzen sind genau das, was sie sind: Skizzen, die aber genau wegen ihrer Unfertigkeit zum Mit- und Weiterdenken einladen.

Ihre Nicht-Abgeschlossenheit soll inspirieren und den Wunsch erzeugen, sie weiter zu entwickeln. Leinert, Römer, und Sachse (1999) erforschten in diesem Zusammenhang externe Unterstützungsformen in Entwicklungsprozessen. Sie kamen hierbei zu dem Schluss, dass Skizzen nicht nur Entwicklungskosten senken, sondern auch die Qualität von Endprodukten maßgeblich steigern. Dies geschieht dadurch, dass das Erstellen einer Skizze einerseits zur Vergegenständlichung der Lösungsvorstellung beiträgt und zur Differenzierung, Kontrolle und Korrektur dieser Lösungsvorstellung führen kann (Klix, 1971, Newell und Simon 1972). Folglich sollen diese Ideenskizzen nur die ersten Schritte auf dem Weg einer neuen Forschung und Lehre im Bereich der Kultur- und Kreativwirtschaft sein.



Doch damit sich Skizzen in Bauwerke verwandeln, und nicht nur Luftschlösser bleiben, braucht es mehr als die Instanziierung einer Sonderforschungszone für radikales Denken. Es braucht den politischen und institutionellen Willen, hierfür Ressourcen aufzubringen, sowie die richtigen Akteur*innen, um die skizzierten Projekte wahr werden zu lassen. Diese Phase müsste im nächsten Teil eingeläutet werden.

Bevor wir nun die Welt der unbedingten Forschung verlassen, sollten wir noch einmal in uns gehen. Die Kultur- und Kreativwirtschaft kann nur dann eine relevante Querschnittsbranche bleiben, wenn sie die epistemologischen Defizite früher noch als andere Branchen erkennt und zeitnah den Entwicklungen entgegensteuert. Eine progressive Erkenntnislehre ist der Grundstein dafür, dass wir mit den Herausforderungen

unserer Zeit auch adäquat und proaktiv umgehen können. Und das müssen wir lernen. Die Umwälzungen in ökonomischen, ökologischen und soziokulturellen Bereichen erfordern nicht nur eine Veränderung in diesen Bereichen, sondern auf der übergeordneten Ebene auch eine Novelisierung des Erforschens. Lasst uns „Zonen“ schaffen, in denen die Genese von radikalen Gedanken und Prototypen für die Neuerfindung von Forschung und Lehre wahrscheinlicher gemacht wird. Diese Entwicklung wollen wir anstoßen. Gerne auch mit Ihnen zusammen. Bis dahin wünschen wir viel Spaß in der Realität und auf Wiedersehen in der Sonderforschungszone! ■

IMPRESSUM

HERAUSGEBER

Bundesministerium für Wirtschaft
und Energie (BMWi)
Öffentlichkeitsarbeit
11019 Berlin
www.bmwi.de

REDAKTION & KONZEPT

Kompetenzzentrum Kultur- und
Kreativwirtschaft des Bundes
u-institut Backes & Hustedt GbR
Till Hasbach

GESTALTUNG & ILLUSTRATION

Max Bachmeier / www.maxbachmeier.de

FOTOS

Mina Gerngross

DRUCK

ZVD Kurt Döringer GmbH & Co.KG

KONTAKT

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Kompetenzzentrum Kultur-
und Kreativwirtschaft des Bundes
u-institut Backes & Hustedt GbR
Jägerstraße 65, 10117 Berlin
T: +49 (0) 30 20 88 89 1 - 16
E: presse@kreativ-bund.de
www.kreativ-bund.de

Berlin, 2019